



UNI NOVA

Wissenschaftsmagazin der Universität Basel 86 November 1999

Altertums- wissen- schaften

Lieber Leser, liebe Leserin

Man sollte es kaum glauben, aber «Altertumswissenschaft» ist eine junge Wissenschaft. In Anbetracht der Tatsache, dass – zum Beispiel in Basel seit mehr als 500 Jahren – alte Sprachen, alte Kunstwerke, alte Geschichte «studiert» wurden, gehört das Verlangen, sich für vorvergangene Geschichte und Kulturen als Ganzes zu interessieren und sie systematisch zu erforschen, einer neueren Wissenschaftsgeschichte an. Erst in der Romantik wurde die Forderung nach einer eigenen Disziplin erhoben und der klassische Philologe Friedrich August Wolf (Nordhausen 1759–1824 Marseille) hat seit 1810 als Professor an der neu gegründeten Universität in Berlin den Grund zur klassischen Altertumswissenschaft gelegt.

Seitdem sind Wissen, Neugier und Bedürfnis gewachsen und das Forschungsspektrum hat sich auch auf nichtklassische alte Kulturen Europas, Vorderasiens und Nordafrikas ausgeweitet. Aus der Bücher-, Museums- und Ruinenwissenschaft ist ein breiter Forschungsstrom geworden, eine Altertumswissenschaft, die von vor- und frühgeschichtlicher Zeit an alle Ebenen einer Kultur einschliesst, dem interdisziplinären Zusammenhang Beachtung schenkt und sich schlussendlich im Rahmen der Kulturwissenschaften neu definieren konnte.

Basel ist sich des Wertes und der Stellung seiner traditionsreichen Forschungsgebiete in den Altertumswissenschaften bewusst und hat sie jetzt in Zusammenarbeit mit den «Anwendern», den Dozierenden und Studierenden, neu strukturiert. Damit wurde nicht nur modernen Lehr- und Forschungsanforderungen entsprochen, sondern auch dem Spürsinn einer neuen Forschergeneration neue Möglichkeiten eröffnet.

Für die Redaktion
Ulla Fringeli

Impressum

uni nova,
Wissenschaftsmagazin der Universität Basel
herausgegeben von der Stelle für Öffentlichkeitsarbeit
Redaktion: Ulla Fringeli, Beat Münch
Gestaltung: Saumer & Zürcher, Graphic Design, Basel
Fotolithos: MC HighEnd, Basel
Druck: Kreis Druck AG, Basel
uni nova wird gedruckt auf Papier aus 50%
Recyclingfasern und 50% Zellstoff.

Adresse: uni nova, Postfach, 4003 Basel
Telefon: 061 267 30 15, Telefax 061 267 30 13
Internet: <http://www.unibas.ch/>

Inhalt

Fritz Graf: Altertumswissenschaft	4
Dagmar Costantini und Brigitte Schaffner: Die Altertumswissenschaften: eine Entwicklung aus studentischer Sicht	7
Rolf A. Stucky: Das Heiligtum des Eschmun in Sidon: Kulturelle Kontakte zwischen Phönizien und Griechenland	11
Hans-Peter Mathys: Zu unpublizierten phönizischen Inschriften aus Sidon	16
Joachim Latacz: Troia und Homer	19
Bruno Jacobs: Das Achämenidenreich – das erste «Weltreich» der Geschichte	25
Antonio Loprieno: Von der Ägyptomanie zur Ägyptologie Projektbeispiele: 32/33	31
Rudolf Wachter: Alphabetgeschichte – Theorie aus der Praxis	37
Frank Siegmund: Ur- und Frühgeschichte	40
Stefanie Jacomet und Jörg Schibler: Archäobiologie: Rekonstruktion der Umwelt-, Wirtschafts- und Ernährungsgeschichte	42
Alex R. Furger: Römerstadt Augusta Raurica – Universität Basel Forschung mit vereinten Kräften	50
Jürgen v. Ungern-Sternberg: Das Collegium Beatus Rhenanus Projektbeispiele: 55/56	54
Leonhard Burckhardt und Lukas Thommen: Entlarvung historischer Mythen: Feige Athener – tapfere Spartaner?	57
Eine Dienstleistung der Universitätsbibliothek: Textdatenbanken für die Altertumswissenschaften	61

Altertumswissenschaft

Fritz Graf

Die engere Zusammenarbeit unter einzelnen Fächern ist nicht so selten an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel und nicht erst seitdem das angelsächsische Schlagwort vom «Programm» sich herumgesprochen hat. Freilich wurden und werden dabei gewöhnlich punktuell Ressourcen einzelner Fächer gebündelt, um einen Lehrgang oder gar ein Nebenfach zu schaffen. Das Programm *Vergleichende Religionswissenschaft* bedient sich des Umstandes, dass zahlreiche Disziplinen – Ägyptologie, Ethnologie, Klassische Philologie, Geschichte, Islamwissenschaft, Volkskunde, Vorderorientalische Archäologie – auch mit dem Thema Religion zu tun haben, ohne durch das Thema Religion völlig definiert zu sein. Ähnliches gilt etwa für das Programm *Mediävistik*, das die für das Mittelalter relevanten Beiträge der Einzeldisziplinen von der Latinistik über die verschiedenen neusprachlichen Philologien bis zu Musikwissenschaft und Geschichte fokussiert. Immer ging es darum, akademische Disziplinen, welche an anderen Universitäten durch Lehrstühle vertreten sind, bei uns aber fehlen, wenigstens auf diese Weise zu schaffen und womöglich zu einem Nebenfach auszubauen.

Neue und engere Zusammenarbeit

Im Bereich der *Altertumswissenschaften* – Ägyptologie, Alte Geschichte, Klassische Archäologie, Gräzistik, Latinistik, Ur- und Frühgeschichte, Vorderorientalische Altertumswissenschaft, dazu Fächer des Alten und Neuen Testaments und der älteren Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät – hat sich demgegenüber eine neue und engere Zusammenarbeit angebahnt. Die Nutzung von Ressourcen zur Schaffung eines Nebenfachs – Altertumswissenschaft – ist nur das eine Ziel (siehe den Beitrag «Die Altertumswissenschaften. Eine Entwicklung aus studentischer Sicht»); im Grunde aufregender ist die Zusammenarbeit, welche zu einem gemeinsamen Grundstudium für alle beteiligten Fächer geführt hat. Wer eines der genannten Fächer an der Philosophisch-Historischen Fakultät studiert, konzentriert sich nicht mehr ausschliesslich auf dieses Hauptfach (und seine Nebenfächer): Zwar wird mit dem Hauptfachstudium wie bisher begonnen, doch in reduzierter Form und sozusagen als zweite Säule treten Lehrveranstaltungen aus einem Katalog, der sämtliche beteiligten Fächer umfasst, und zwar in der Art, dass Veranstaltungen aus jedem Fach besucht werden müssen. Jede Latinistin erfährt so etwas über den Alten Orient, die Kirchengeschichte oder die Ur- und Frühgeschichte und jeder Ur- und Frühgeschichtler etwas über Ägyptologie oder Gräzistik. Die Beispiele zeigen, wie weit gespannt der Anspruch ist: Nicht nur ganz unmittelbar Einleuchtendes und Verbundenes – Latinistik und Kirchengeschichte, Ur- und Frühgeschichte und Archäologie Ägyptens – werden verlangt, sondern auch weiter auseinander Liegendes.

Begründungen für eine neue Ausrichtung

Weswegen diese weit ausgreifende Zusammenarbeit? Hartgesottene Realisten (oder Zyniker) werden darauf hinweisen, dass die Studierendenzahlen in allen Fächern nicht gerade umwerfend gross sind, gar – in einer sich selbst entlarvenden Metapher, weil sie Nutzen gegen Schönheit auszuspielen scheint – von «Orchideenfächern» reden, die sich durch den Schulterchluss stärken wollen. Das ist vermutlich nicht ganz falsch: Ein universitäres Klima, in dem numerische (nicht zu verwechseln mit ökonomischen) Kriterien ins Zentrum zu rücken drohen und harter Konkurrenzdruck die Allokation der knappen Mittel bestimmt, fördert Zusammenschlüsse nicht anders als dies die weltweite Liberalisierung der Märkte in der Wirtschaft tut. Doch stünde es nicht gut um die Universität – nicht nur um die Kultur- und Geisteswissenschaften –, wenn solcher äusserer Druck die einzige Begründung wäre.

Nicht individuelle Grossleistung ...

Signifikanteste Entwicklung der letzten Jahre im Bereich der geisteswissenschaftlichen Disziplinen ist, dass sie von Geistes- zu Kulturwissenschaften mutieren. Dies ist weit mehr als eine oberflächliche und leicht modische Etikettierung. Es geht nicht mehr darum, dass sich diese Disziplinen als Ausdruck eines geradezu hypostasierten Geistes verstehen, des höchsten Denkvermögens im Menschen, das seinen kulturellen Leistungen zugrunde liegt. Dieser Auslegung liegt ja letztlich die romantische Auffassung zugrunde, dass Kultur die Summe individueller geistiger Leistungen sei – eine sehr deutsche Auffassung, wie schon das Fehlen analoger Termini in den anderen europäischen Sprachen zeigt, wo vielmehr von «sciences humaines», von «humanities» die Rede ist, von der Wissenschaft, von dem mithin, was den Menschen als kulturelles Wesen ausmacht.

... sondern überindividuelle Gemeinsamkeit

Der neue Terminus der Kulturwissenschaft nimmt diesen Impuls auf, legt allerdings nicht Gewicht auf die individuelle Grossleistung, sondern die überindividuelle Gemeinsamkeit. Damit geraten aber nun Aspekte ins Blickfeld, die in der früheren Sehweise ausgeschlossen waren. Nicht das zeitlose Werk von Pheidias oder Shakespeare ist alleiniges Untersuchungsobjekt, sondern die gesamte, je spezifische Welt, in welcher ein solches Werk hervorgebracht oder rezipiert worden ist. Und neben die Grosswerke treten sämtliche anderen Hervorbringungen einer bestimmten Epoche und eines bestimmten Raumes – die griechischen Grabinschriften der Kaiserzeit sind ebenso interessant wie die philosophischen Texte, die Wohnhäuser des augusteischen Rom ebenso wie die Grossplastik und Malerei. Da steht nicht nur eine Demokratisierung des Wissenschaftsbegriffs oder gar ein durch leidvolle historische Erfahrungen geschaffenes Misstrauen gegenüber dem grossen Individuum als ideologischer Treibsatz dahinter, vielmehr und viel entscheidender die in der Ethnologie und social anthropology seit Beginn dieses Jahrhunderts gewachsene Einsicht in die Bedeutung des gesamten Kollektivs, der gesamten Umgebung für das Verständnis jeder einzelnen kulturellen Hervorbringung des Homo sapiens.

Die Dinge der Kultur zusammensehen können...

Ein derartiger Anspruch zwingt aber notgedrungen zu einem ausgreifenden Gesamtblick. Wer den vaticanischen Apoll von Belvedere, der einst Winkelmann zur Verzückung brachte, oder wer Homers «Ilias» nicht mehr als fast zeitlose Schöpfungen eines genialen Geistes kategorisieren kann, muss über Zeit und Umwelt Bescheid wissen – tatsächlich greift der neue Basler Homer-Kommentar anders als alle seine Vorgänger auf das gesammelte Spezialwissen nicht allein der Basler Altertumswissenschaftler zurück, fordert Mitarbeit nicht bloss vom Literaturwissenschaftler, sondern ebenso vom Sprach- und Religionswissenschaftler, vom Althistoriker, Archäologen und Hethitologen. Damit diese Grundhaltung, die so fruchtbar zu sein verspricht für die Forschung, aber auch eingeübt wird, muss sie früh im Studium beginnen, muss die Einsicht, dass die Dinge der Kultur in einem umfassenden Netz von Zusammenhängen stehen (durchaus vergleichbar dem Flügel des chinesischen Schmetterlings, der einen Hurrikan im Golf von Mexico auslöst), schon ganz früh gefördert werden.

... als «Einheit der Wissenschaft von der Antike»

Damit haben die Altertumswissenschaften zu einer Auffassung ihrer selbst zurückgefunden, die bereits einmal formuliert und in Studienplänen realisiert war. Zur Zeit des Höhepunkts der deutschen Altertumswissenschaft hatte der damals einflussreichste Theoretiker und Methodiker, August Boeckh, die Einheit der Wissenschaft von der Antike postuliert, gegenüber der romantischen Konzentration auf grosse Werke. Es war dies damals eine klare Historisierung der Antike gewesen, Konsequenz der rasch wachsenden Distanz der Zeit gegenüber einer als fast unmittelbar wirkmächtig präsenten Antike: Der Verlust dieser prägenden Gegenwart wurde kompensiert mit dem Gewinn eines umfassenden Erkenntniszugangs. Das Boeckh'sche Ideal wurde von den grossen akademischen Lehrern der Epoche – allen voran Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf – aufgenommen, setzte sich aber nie restlos durch, und die radikale Wertekrise Europas nach dem Ersten Weltkrieg katapultierte die Antike im so genannten Dritten Humanismus (den der Wilamowitz-Schüler und für eine Weile Basler Ordinarius Werner Jaeger begründete) wieder in eine Normativität, in der die grossen Exempla, nicht die kulturellen Niederungen zählten. Dies fiel zusammen mit der wachsenden Ausdifferenzierung der Geisteswissenschaften in Spezialdisziplinen, die erst einmal mit ihrer Selbstkonstitution und Abgrenzung von verwandten Disziplinen vollauf beschäftigt waren – der Blick auf das Ganze ging so radikal verloren. Der Zweite Weltkrieg, die erneute Wertekrise der 50er-Jahre und die geistigen und sozialen Umbrüche der

Folgezeit verhinderten eine Neuorientierung (zumal wenigstens die Alten Sprachen vollauf beschäftigt waren damit, sich gegenüber einer Gesellschaft, der der bürgerliche Bildungsbegriff abhanden gekommen war, selber zu legitimieren). Die Basler Entwicklung ist mithin eigentlich überfällig – was sich auch darin zeigt, dass andere Universitäten in Deutschland ähnliche Projekte in Angriff genommen haben.

... in einer Tradition mit Augenmass und Machbarkeit

Zu betonen ist dabei – gegenüber dem Boeckschen Ansatz –, dass jetzt nicht die wissenschaftstheoretischen Grundlagen, sondern die lehrpraktischen Konsequenzen im Vordergrund stehen. Puristen mögen sich stossen daran – doch ist es ein eminent pragmatischer Zugang, passend zur Basler Tradition von Augenmass und Machbarkeit. Zu wünschen bleibt, dass damit eine Generation von Altertumswissenschaftlern heranwächst, denen die fundamentale Einheit der Alten Welt ebenso bewusst ist wie die je einzelne Verschiedenheit und Buntheit.

Prof. Dr. phil. Fritz Graf war von 1987 bis zum Sommersemester 1999 Ordinarius für Lateinische Philologie und Religionen des antiken Mittelmeerraumes am Seminar für Klassische Philologie der Universität Basel und 1998/99 Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät. Auf den 1. September 1999 wurde er nach Princeton, USA berufen.

Die Altertumswissenschaften: eine Entwicklung aus studentischer Sicht

Dagmar Costantini und Brigitte Schaffner

Als im Jahre 1996 der Auftrag des Departements Geistes- und Kulturwissenschaften an die einzelnen altertumswissenschaftlichen Fächer erging, nach Synergien zu suchen, war es für diese nahe liegend, sich nach dem Vorbild der angelsächsischen «Classics» zu einem Fächerverbund zusammenzuschliessen. Dabei war von Anfang an klar, dass das breite Spektrum der in Basel im Bereich des Altertums angebotenen Fächer den Rahmen des «Klassischen» sprengt und ein Potenzial zu einem wesentlich umfassenderen Schwerpunkt «Altertum», der sich vom Paläolithikum bis zur Spätantike und von Irland bis zum Indus erstreckt, vorhanden ist. Die Gestaltung der engeren Zusammenarbeit der angesprochenen Fächer wurde einer Strukturkommission anvertraut.

Erstmalige Chance der Studierenden

Das im April 1996 in Kraft getretene neue Universitätsgesetz bot den Studierenden die erstmalige Chance, sich an wichtigen Entscheidungsprozessen zu beteiligen und die Zukunft der eigenen Fächer mitzugestalten. Dabei kam es der Arbeitsgruppe der Studierenden zugute, dass eine interdisziplinäre Zusammenarbeit auf studentischer Ebene durch unterschiedliche Fächerkombinationen und persönliche Kontakte bereits zum Studienalltag gehört.

Um das studentische Engagement in den einzelnen Instituten und eine engere Zusammenarbeit zu fördern sowie den einzelnen Fachgruppen eine breitere Diskussions- und Informationsplattform zu gewährleisten, gründeten die Studierenden die Interessengemeinschaft Altertumswissenschaften (IGAW). Ideen, Ängste und Wünsche bezüglich der Zukunft der Fächer der Altertumswissenschaften wurden von der IGAW gesammelt und diskutiert. Aus studentischer Sicht schien ein eigenes Nebenfach die beste Möglichkeit, einem interdisziplinären Studium der Altertumswissenschaften Form zu geben, und die verschiedenen Konzepte flossen auch in die Gestaltung eines neuen Nebenfachstudiums «Altertumswissenschaft» ein. Zudem erarbeitete die Arbeitsgruppe zuhanden der Strukturkommission Altertum eine Studienordnung für dieses neue Nebenfach, welche im Wintersemester 1999/2000 in Kraft treten sollte.

Zur Gestaltung eines gemeinsamen Grundstudiums «Altertumswissenschaften» waren von Seiten der Kommission einheitliche Strukturen für die Studiengänge bereits eingerichtet, die im WS 98/99 auch eingeführt wurden.

Eine breite Basis

Um den StudienanfängerInnen der altertumswissenschaftlichen Fächer eine breit abgestützte fachliche und methodologische Basis zu garantieren, auf der sie ihr fachspezifisches Hauptstudium aufbauen können, wurde ein Grundstudium mit sechs Themenblöcken geschaffen, die die wesentlichen Bereiche der antiken Kulturen und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihnen abdecken. Aus diesen muss mindestens je eine Veranstaltung während der ersten vier Semester belegt werden:

- Geschichte und Gesellschaft
- Literaturen (ohne spezifische Sprachkenntnisse)
- Materielle Kultur
- Methoden und Grundwissen
- Religionen und Mythologien
- Sprachen und Sprachtraining

Die ausgewählten Veranstaltungen fügen sich ergänzend dem eigentlichen Studium von Hauptfach und Nebenfächern hinzu und sollen sich inhaltlich mit ihnen nicht überschneiden. Die stärkere Strukturierung des Grundstudiums bietet den Studierenden die Möglichkeit, die eigenen Fächer in einen grösseren Kontext einbinden zu können, ohne dass eine Verschulung des Studiums durch allzu allgemeine Überblicksvorlesungen stattfindet. Gerade dies war für die Studierenden während der Ausarbeitung des Konzeptes des Grundstudiums ein zentrales Anliegen, weil sie befürchteten, die Vielfalt des Lehrangebots der betroffenen Fächer könnte durch eine «Gleichschaltung» gefährdet werden.

Aus der Sicht der Studierenden muss die bis anhin durch die universitären Strukturen garantierte individuelle Gestaltung eines Studienganges weiterhin gewährleistet bleiben, auch wenn neu ein definierter Rahmen gegeben ist.

Ein neuer interdisziplinärer Studiengang

Der Umfang der Materie macht es unmöglich, Altertumswissenschaften im Hauptfach zu studieren und somit «AltertumswissenschaftlerInnen» par excellence auszubilden. Das schliesst jedoch keinesfalls die Einrichtung eines Nebenfaches aus; ja ein solches ist insbesondere erwünscht, um einzelne Studiengänge zu ergänzen. Durch die Wahl eines fächerübergreifenden Schwerpunktes (inhaltlicher, chronologischer oder geographischer Art) ermöglicht das Nebenfach den Studierenden, einen individuellen interdisziplinären Studiengang selbst zu gestalten. Die Interessen der Studierenden in dieser Richtung sind nicht neu; neu hingegen ist, dass ein universitärer Abschluss gewährleistet wird.

Das Nebenfach soll einerseits den Studierenden eines altertumswissenschaftlichen Faches die Plattform für eine übergreifende Beschäftigung mit der Antike bieten, andererseits auch an der Antike interessierten Studierenden anderer Fächer der Philosophisch-Historischen oder anderer Fakultäten ermöglichen, sich ein breites Wissen anzueignen.

Ein Ausblick in die Zukunft

Und was bleibt? In erster Linie die Befriedigung, in den letzten drei Jahren an einem intensiven und fruchtbaren Prozess beteiligt gewesen zu sein, und gleichzeitig die Hoffnung, dass die neuen Möglichkeiten den StudienanfängerInnen auch Spass machen.

Dennoch ist erst eine Zwischenetappe erreicht. Die Altertumswissenschaften werden mit neuen Studierenden weiter wachsen und sich entwickeln. Die zentrale Interdisziplinarität kann und soll jedoch in Zukunft nicht nur durch die Interessen der einzelnen Studierenden bestehen, sondern muss auch auf Seiten der betroffenen Institute durch die gezielte Suche nach Synergien und neuen Lehrangeboten gewährleistet werden. Es ist deutlich, dass der zusätzliche administrative Aufwand wie immer sehr gross ist und momentan die finanziellen Mittel fehlen, um eine engere Zusammenfügung einiger der betroffenen Institute zu gewährleisten. Insbesondere Raum- und Bibliotheksprobleme werden in Zukunft noch zu lösen sein, damit ein sinnvoller Studienalltag entstehen kann. Die Lösung dieser Punkte und das Bestreben, die bis anhin noch bestehenden fachlichen Lücken zu füllen, werden nun zentral sein, damit die engere Zusammenarbeit der altertumswissenschaftlichen Fächer an der Universität Basel sich als ein «Nationaler Schwerpunkt Altertum» manifestieren und ein eigentliches Kompetenzzentrum entstehen kann.

Dagmar Costantini ist Studentin der Alten Geschichte, Klassischen Archäologie und Mittelalter-Geschichte und war ab 1996 Mitglied der Strukturkommission Altertum und Initiantin der IGAW. Brigitte Schaffner ist Studentin der Lateinischen und Griechischen Philologie und Klassischen Archäologie. Sie war Mitglied der Studentischen Arbeitsgruppe Altertumswissenschaften und Gründungsmitglied der IGAW.

Die Studierenden:

Während der letzten drei Jahre haben sich viele Studierende aktiv am Projekt der Altertumswissenschaften beteiligt; insbesondere Sandra Ammann, Thomas Hofmeier, Diana Nickel und Annegret Reber müssen hier erwähnt werden. Die Ergebnisse unserer Mittagssitzungen und abendlichen Diskussions-Treffen haben ebenfalls zur Entwicklung der Altertumswissenschaften beigetragen.

Zum jetzigen Zeitpunkt gilt es, der jüngeren Generation von Studierenden den Platz zu räumen. Ihre aktive Beteiligung am weiteren Geschehen ist durch eine Vertreterin/einen Vertreter im Koordinationsgremium der Altertumswissenschaften verankert.

Die IGAW

Die IG Altertumswissenschaften – gewissermassen eine Dachorganisation der Studierenden – tritt schon seit dem SS 97 mit folgenden Leistungen an die universitäre Öffentlichkeit:

- Sie erstellt das neu gestaltete, kommentierte Vorlesungsverzeichnis der Altertumswissenschaften sowie Poster mit dem gesamten Lehrangebot der Altertumswissenschaften der Universität Basel für alle Schweizer und EUCOR Universitäten.
- Sie kümmert sich durch ein Pat (Inn)en-System um die bessere Betreuung der StudienanfängerInnen und ist allgemein eine Anlaufstelle für Orientierung und Information über das Studium im Rahmen der Altertumswissenschaften.

Für weitere Informationen zu den Altertumswissenschaften von studentischer Seite:
brigitte.schaffnerb@unibas.ch oder
dagmar.costantini@unibas.ch

**Das Archäologische Seminar:
Forschungsschwerpunkte im Spannungsfeld
zwischen Okzident und Orient**

Die Klassische Archäologie ist traditionell in Griechenland und Italien beheimatet. Mitglieder des Basler Seminars beteiligen sich denn auch an den Schweizer Grabungen in Eretria auf der griechischen Insel Euböa und publizieren Funde des 1964 durch Karl Schefold initiierten Unternehmens.

Bedingt durch längere Forschungsaufenthalte des Seminarvorstehers im Nahen und Mittleren Osten, gehen Studierende und Assistierende des Archäologischen Seminars vermehrt den Kontakten zwischen Griechenland und Italien einerseits und Phönizien, Syrien und Arabien andererseits nach. Die lokalen Zentren der Forschung sind Sidon (Libanon), Palmyra (Syrien) und Petra (Jordanien). Hier gräbt das Archäologische Seminar seit 1988 mehrere, teilweise prunkvoll ausgestattete Wohnhäuser aus.

Es geht uns somit weniger um die Untersuchung einer einzelnen Kultur, sondern um die Analyse der materiellen, handelspolitischen und kulturellen Verknüpfungen unterschiedlicher Kulturkreise im Spannungsfeld zwischen Okzident und Orient.

Das Heiligtum des Eschmun in Sidon: Kulturelle Kontakte zwischen Phönizien und Griechenland

Rolf A. Stucky

Neben dem Götterpaar Astarte und Baal und neben Melqart/Herakles zählte der jugendliche Eschmun zu den wichtigsten phönizischen Göttern. Durch seinen Tod und seine Auferstehung symbolisierte er die Regenerationskraft der Natur bei Pflanze, Tier und Mensch. Wohl deshalb verehrten die Phönizier Eschmun als Heil-Gott und setzten ihn mit dem griechischen Asklepios gleich. Ein wichtiges Heiligtum des Gottes liegt 3 km nördlich von Sidon, einer bedeutenden phönizischen Handelsmetropole. Durch diese Situation ausserhalb des eigentlichen Stadtgebietes wurde es von späteren Überbauungen verschont. Kein phönizisches Heiligtum konnte deshalb so umfassend untersucht werden.

Die Ausgrabungen

Ausgelöst durch Raubgrabungen, welche eine Reihe phönizischer Königsinschriften zu Tage förderten, setzten um die Jahrhundertwende erste Grabungen in den Gärten von Bostan ech-Cheikh ein. Zwischen 1963 und 1979 legte der französische Archäologe Maurice Dunand die gesamte sakrale Zone frei. Als Mitglied des Institut Français de Beyrouth besuchte ich von 1970 bis 1974 seine Grabungen regelmässig. Zwischen 1975 und 1995 erschwerte der libanesische Bürgerkrieg weitere Feldforschungen und verunmöglichte deren Veröffentlichung. Vor seinem Tod bat mich Maurice Dunand, die gesamten Funde und Befunde aufzuarbeiten und zu publizieren. Die Skulpturen sind inzwischen veröffentlicht; die Architektur und die phönizischen Inschriften bearbeitete ich im Augenblick gemeinsam mit dem Basler Alttestamentler Hans-Peter Mathys (siehe Seiten 16ff.).

Die während des Krieges durch den Ausgräber von Sidon nach Byblos in vermeintliche Sicherheit gebrachten 600 Skulpturen, Inschriften und Architekturfragmente verschwanden um 1988 illegal aus der Kreuzritterburg; teilweise sind sie inzwischen im internationalen Kunsthandel wieder aufgetaucht. Auf meine persönliche Intervention hin konnten bisher acht Statuen und Reliefs den libanesischen Behörden zurückerstattet werden.

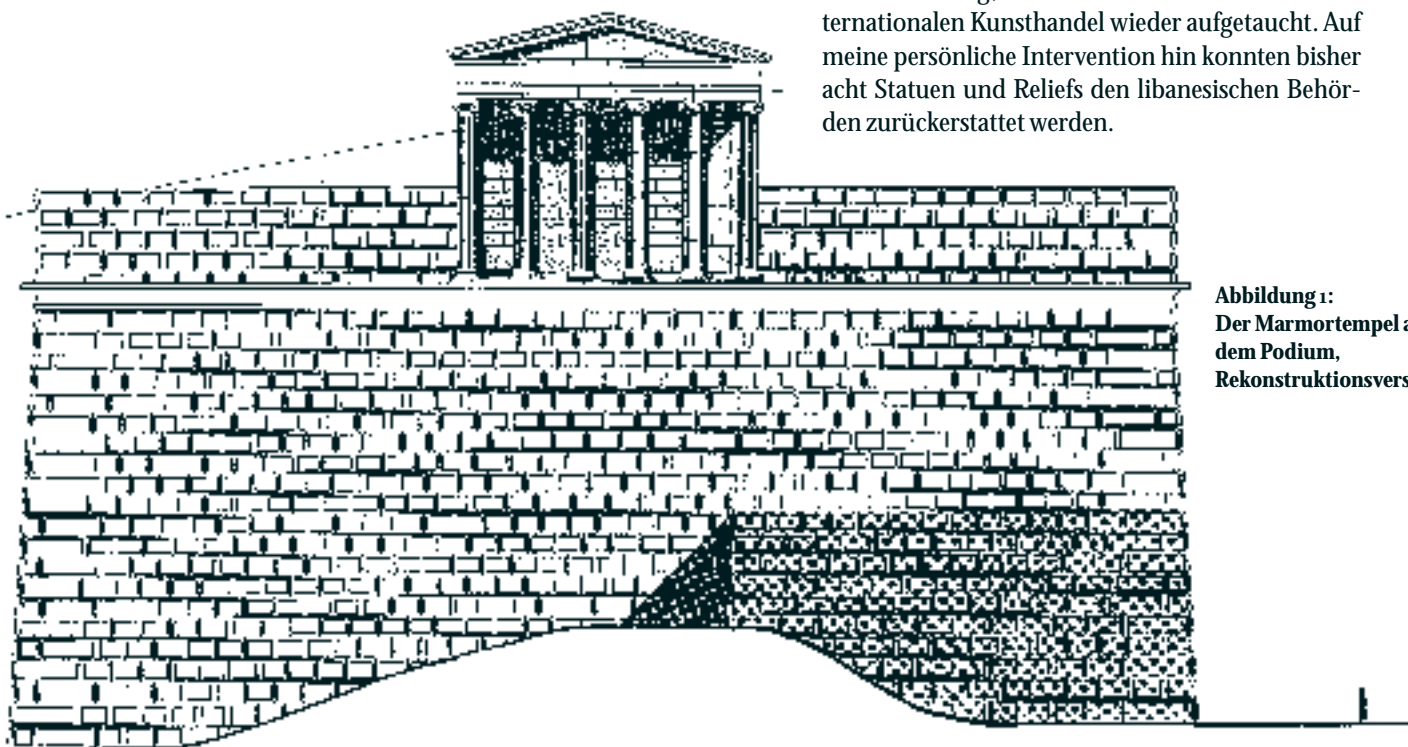


Abbildung 1:
Der Marmortempel auf
dem Podium,
Rekonstruktionsversuch



Abbildung 2:
Das Eschmunheiligum bei Sidon

Der Tempel

Wie der sidonische König Eschmunazar II. in der phönizischen Inschrift auf seinem Sarkophag darlegt, hat er das Eschmunheiligum «an der Quelle Ydlal» um 550 v.Chr. gegründet. In dessen Zentrum steht ein monumentales, ungefähr 30 m hohes Podium aus grossen Kalksteinquadern (Abb. 1 u. 2). Um 400 v.Chr. bauten die Sidonier auf dieser Terrasse einen Tempel, der ganz aus Marmor bestand – ein Gestein, das es in Phönizien nicht gibt, sondern das aus Griechenland importiert werden muss. Vom Tempel sind zwar nur wenige Fragmente erhalten; trotzdem lässt sich sein Aufbau mit einiger Sicherheit rekonstruieren: Sein äusseres Erscheinungsbild – die ionischen Säulen, das Gebälk und die Dachtraufe – folgt griechischen Vorbildern (Abb. 1). In der Detailgestaltung der einzelnen Bauelemente steht ihm das so genannte Erechtheion auf der Athener Akropolis besonders nah. Offenbar lag den Sidoniern viel daran, im äusseren Aspekt des Eschmuntempels diesen berühmten Sakralbau Athens nachzuahmen. Wie schon erwähnt, liegt die Bauzeit des sidonischen Tempels rund zwei Generationen vor dem makedonischen Heereszug Alexanders des Grossen durch Phönizien, mit dem man üblicherweise den Hellenismus, die griechische Beeinflussung der unterworfenen Orientalen, beginnen lässt.

Im Gegensatz zur griechischen Aussenseite präsentierte sich der ebenfalls in Marmor ausgeführte Innenraum in orientalischer Tradition: Das Dach der Vorhalle stützten Säulen mit Wulstbasen assyrischen Typs. Die Cella, das Allerheiligste, wies Stützen auf, aus deren Kapitellen – in Anlehnung an persische Paläste – je vier Stierprotomen herausragen (Abb. 3). Unter der Decke aus Zedernholz waren in die Wände weitere Reliefs mit Stierprotomen eingelassen.

Mit seiner «griechischen Haut» und seinem «orientalischen Innenleben» ist der sidonische Eschmuntempel der älteste Vorläufer der nach dem gleichen Prinzip konzipierten phönizischen und syrischen Tempel der Römerzeit, wie beispielsweise der so genannte Bacchus-Tempel in Baalbek oder der Bel-Tempel in Palmyra. Die Kombination von westlich inspirierter äußerer Erscheinungsform und orientalischem gestaltetem sakralem Innenbereich geht somit weder auf die Römer noch auf die Griechen zurück, sondern wurde schon um 400 v. Chr. von den Sidoniern in ihrem Eschmuntempel als lokale Variante verwirklicht.



Abbildung 3:
Kapitell mit vier Stierprotomen auf Altar
(Sidon, Eschmunheiligtum)

Statuen und Reliefs als Geschenke an Eschmun

Wie in griechischen und römischen Heiligtümern, war es auch bei den Phöniziern Sitte, den Göttern Votive darzubringen, um sich deren Wohlwollen zu sichern. Die Statuen und Reliefs, welche die Sidonier Eschmun in seinem Heiligtum aufstellten, sind der beste «Seismograph» für den griechischen Einfluss auf die phönizische Kunst. Von der Gründung des Heiligtums bis zu Beginn des 5. Jahrhunderts v. Chr. bestehen die meisten Statuetten aus zyprischem Kalkstein; auch in ihrer äusseren Form folgen sie der künstlerischen Tradition der nahen Mittelmeerinsel. Ob sie als Fertigprodukte importiert oder von eingewanderten Zyprioten in Sidon gearbeitet wurden, ist nicht mit letzter Sicherheit auszumachen. Rund um 480 v. Chr. setzen die ersten Marmorimporte ein. Ab 400 v. Chr. verdrängten griechische Votive die zyprischen Skulpturen vollständig. Da sich der Marmor im Härtegrad von den weichen lokalen Gesteinen unterscheidet und seine Bearbeitung eine besondere Fertigkeit erfordert, waren von diesem Zeitpunkt an in den sidonischen Bildhauerwerkstätten auch Griechen tätig, die ihre lokalen Gesellen im spezifischen Umgang mit Hammer und Meissel vertraut machten.



Abbildung 4:
«Tribune d'Echmoun»
(Beirut, Nationalmuseum)

Ein reliefverziertes Monument in Form eines Altars ist das reichste Votiv, welches Maurice Dunand im Eschmunheiligtum freigelegt hat. Auf dem oberen Fries haben sich die griechischen Götter um Apollon versammelt, der die Kithara spielt. Auf dem unteren Fries tanzen Nymphen zum Klang von Lyra und Flöte (Abb. 4). Aufgrund des Fundzusammenhangs und des Stils wurde die «Tribune d'Echmoun» um 350 v. Chr. von einem eingewanderten griechischen Künstler geschaffen. Die Götterversammlung auf dem oberen Fries belegt die Vertrautheit der Sidonier mit der griechischen Mythologie und Götterwelt schon rund eine Generation vor Alexander.

Die Absicht der Sidonier, ihre Kinder unter den Schutz Eschmuns zu stellen, drückt sich in der grossen Zahl von Statuen sitzender und kauender Knaben aus. Im äusseren Erscheinungsbild, der Ikonographie, und in der Formgebung, dem Stil, folgen diese Krabbelkinder griechischem Empfinden. Gleich wie in der Tempelarchitektur manifestiert sich in der Votivskulptur der westliche Einfluss auf die phönizische Kultur lange vor dem Alexanderzug. Die Inschriften auf den Basen der Kinderstatuen sind allerdings durchwegs in phönizischer Sprache und Schrift verfasst (Abb. 5). Der kulturelle Zwiespalt im Konzept der Tempelanlage – aussen griechisch, innen orientalisch – kennzeichnet demnach auch die Skulpturen und ihre Inschriften. Das griechische Element blieb bis in die hellenistische Epoche eine äusserliche Modeerscheinung und verdrängte die lokalen Traditionen keineswegs.

Phönizien und der antike Seehandel

Die phönizischen Hafenstädte Aradus, Byblos, Berytos, Sidon und Tyros sind wie Perlen einer Kette entlang des schmalen Streifens der östlichen Mittelmeerküste aufgereiht. Trotz der klimatisch günstigen Lage und einer bis heute blühenden Landwirtschaft beruhte der Reichtum dieser Städte nicht auf der Selbstversorgung, sondern auf den weit gespannten Handelsbeziehungen, die über Gibraltar – die «Säulen des Herakles» – hinaus bis nach Portugal und an die westafrikanische Küste reichten. Neben den berühmten mit Purpur gefärbten Stoffen setzten die Phönizier bei ihren Handelspartnern silberne Schalen, elfenbeinerne Möbel und bronzene Kannen ab. In scharfer Konkurrenz mit den Griechen bemühten sie sich um die Vorherrschaft auf dem Mittelmeer. Homer zeichnete denn auch ein negatives Bild der Phönizier als skrupellose Seeräuber.



Abbildung 5:
Statue eines Knaben auf
Basis mit phönizischer Inschrift
(Beirut, Nationalmuseum)

Neben einem umfassenden Bild der lokalen Kultur des 1. Jahrtausends v. Chr. vermittelt das Eschmunheiligtum von Sidon einen höchst differenzierten Einblick in die Hellenisierung Phöniziens. In diesem dynamischen Prozess von Handelsverkehr und Kulturaustausch zwischen Griechenland und Phönizien nimmt es eine Schlüsselstellung ein.

*Prof. Dr. phil. Rolf A. Stucky ist Ordinarius für
Klassische Archäologie am Archäologischen Seminar
der Universität Basel.*

Zu unpublizierten phönizischen Inschriften aus Sidon

Hans-Peter Mathys

«Griechische Haut» – «orientalisches Innenleben»: Mit diesen beiden Begriffen charakterisiert Rolf Stucky den Eschmuntempel von Sidon. Er weist aufgrund weiterer archäologischer Befunde auch nach, dass sich in Sidon griechischer Einfluß schon zwei Generationen vor Alexander dem Grossen feststellen läßt. Das gleiche Resultat ergibt das Studium publizierter und vor allem unpublizierter Inschriften aus Sidon. Letztere enthalten meist nicht viel mehr als die Namen von (bekannten) Göttern und Göttinnen. Warum sie trotzdem jedes epigraphische und religionsgeschichtliche Herz höher schlagen lassen, soll im Folgenden über einen längeren Anlaufweg gezeigt werden.

Die phönizischen Stadtstaaten, die sich um 1000 v. Chr. herauszubilden begannen, sind religionsgeschichtlich nicht die dankbarsten Forschungsobjekte, und zwar deshalb, weil wir nur über wenige schriftliche Quellen aus ihnen verfügen und die archäologischen allein nur ein unzureichendes Bild von der in ihnen praktizierten Religion vermitteln. Über die in Phönizien umlaufenden Mythen etwa orientiert am ausführlichsten die Phönizische Geschichte des Philo von Byblos (2./1. Jh. v. Chr.), die nur fragmentarisch beim Kirchenvater Euseb von Caesarea (ca. 260–340 n. Chr.) erhalten ist und in der die griechische Darstellung das semitische Substrat deutlich dominiert.

Informationen über den Charakter des Königtums ...

Die zeitgenössischen Dokumente aus dem Mutterland geben Aufschluss über den sakralen Charakter des Königtums: Die Herrscher verdanken ihre Einsetzung den Göttern, die sich ihrerseits um deren Angelegenheiten kümmern und ihnen ein langes Leben verleihen. Sie enthalten einige Informationen über die Priester (und ihre weiblichen Kolleginnen: Die Mutter von König Eschmunazor II. wird als Priesterin bezeichnet) und die Priesterklassen (in Sidon sind deren sieben belegt). Sie berichten über Kultmähler, schweigen sich aber über die zentrale kultische Handlung des Opfers völlig aus und enthalten auch keinen Kalender, in dem die Jahresfeste verzeichnet wären. Diese Lücken mit Analogieschlüssen zu schließen, das heisst von dem her, was in den phönizischen Kolonien und anderen Gebieten Syrien-Palästinas praktiziert wurde, ist gefährlich, da gerade die Differenzen zwischen den einzelnen Regionen interessieren, die trotz Übereinstimmungen im Grundsätzlichen als nicht zu gering veranschlagt werden dürfen.

... und die Götterwelt

Am besten sind wir über die Götterwelt orientiert. Die Zahl der in Phönizien bekannten/verehrten Gottheiten ist relativ klein. Allerdings unterscheiden sich die Panthea der einzelnen phönizischen Stadtstaaten, die sich um 1000 v. Chr. herauszubilden begannen, recht stark voneinander; sie gleichen sich vor allem in der dominierenden Stellung, welche die – wahrscheinlich für Wohlergehen, Fruchtbarkeit, Liebe und Krieg zuständigen – Göttinnen in ihnen einnehmen (Ob sich daraus auch Schlüsse auf die soziale Stellung ableiten lassen, welche Frauen damals einnahmen, ist umstritten). Es gibt typische Stadtgottheiten. In Byblos etwa spielte Baalat eine wichtige Rolle, während in Tyros Melqart (= König der Stadt) den ersten Platz einnahm. Für Sidon ist das Nebeneinander des Heilgottes Eschmun (vgl. dazu Stucky) und von Astarte bezeichnend. Die Könige von Sidon amtierten selber als Priester dieser Göttin, die in einer (publizierten) Inschrift aus der

S	A	T	O	R
A	R	E	P	O
T	E	N	E	T
O	P	E	R	A
R	O	T	A	S

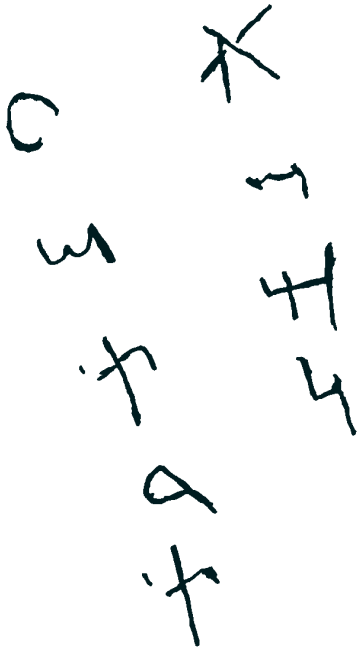
2. Hälfte des 7. Jahrhunderts als «meine große Her-
rin» bezeichnet wird. Sie wurde mit Aphrodite,
der griechischen Göttin der Liebe, identifiziert. Die
Photographien der 1988 mit vielem anderem ent-
wendeten (und noch nicht publizierten) Inschriften
bestätigen die Zentralstellung von Eschmun und vor
allem von Astarte auf eindruckliche Weise: Die bis-
her eher kleine Zahl von Stellen, an denen die Göttin
genannt wurde, erfährt dank ihnen fast eine Verdop-
pelung. Die interessantesten unter diesen Inschrif-
ten, die sich auf Blöcken aus griechischem Marmor
befinden, enthalten nur Götternamen, allerdings in
spielerischer Anordnung. Eine Inschrift, deren Text
der endgültigen Publikation vorbehalten wird, ent-
spricht von ihrem formalen Aufbau her dem ebenso
bekannteren wie rätselhaften magischen Quadrat, das
auf vier verschiedene Weisen gelesen immer den
gleichen Text ergibt: Sator arepo tenet opera rotas.

Wie dieses lateinische Quadrat kann auch die er-
wähnte phönizische Inschrift von links nach rechts,
rechts nach links, von oben nach unten und unten
nach oben gelesen werden, wobei allerdings nicht al-
le Lesungen einen Sinn ergeben. Die allgemeine
Schriftführung verläuft im Phönizischen von rechts
nach links und nicht umgekehrt. Das bedeutet, daß
diese Inschrift griechischen Einfluß verrät, gibt es
doch in Hellas vergleichbare spielerische Schreibun-
gen, so etwa Bustropheda¹, bei denen die Schreib-
richtung von Zeile zu Zeile wechselt.

¹ Sich wendend wie der Ochse beim Pflügen.

Sidonier und Griechen – in buchstäblich magischer Verknüpfung

Auf einer anderen Inschrift, die wie die meisten nur in fragmentarischer Gestalt erhalten ist, stehen links und rechts eines Zwischenraumes deutlich aufeinander bezogen die Namen der beiden Gottheiten Astarte und Eschmun. Dieser Ausschnitt wird im Folgenden rechts in stilisierter Gestalt und mit hebräischen Buchstaben dargestellt, links in einer Strichzeichnung nach dem phönizischen Original:



Die Theologische Fakultät ist über die Fächer Altes und Neues Testament, Patristik sowie Semitische Sprachwissenschaft in den Verbund «Alttertumswissenschaften» integriert. Ihr Beitrag besteht primär in der Lehre. Daneben gibt es gemeinsame Forschungsprojekte, von denen hier eines vorgestellt wird.

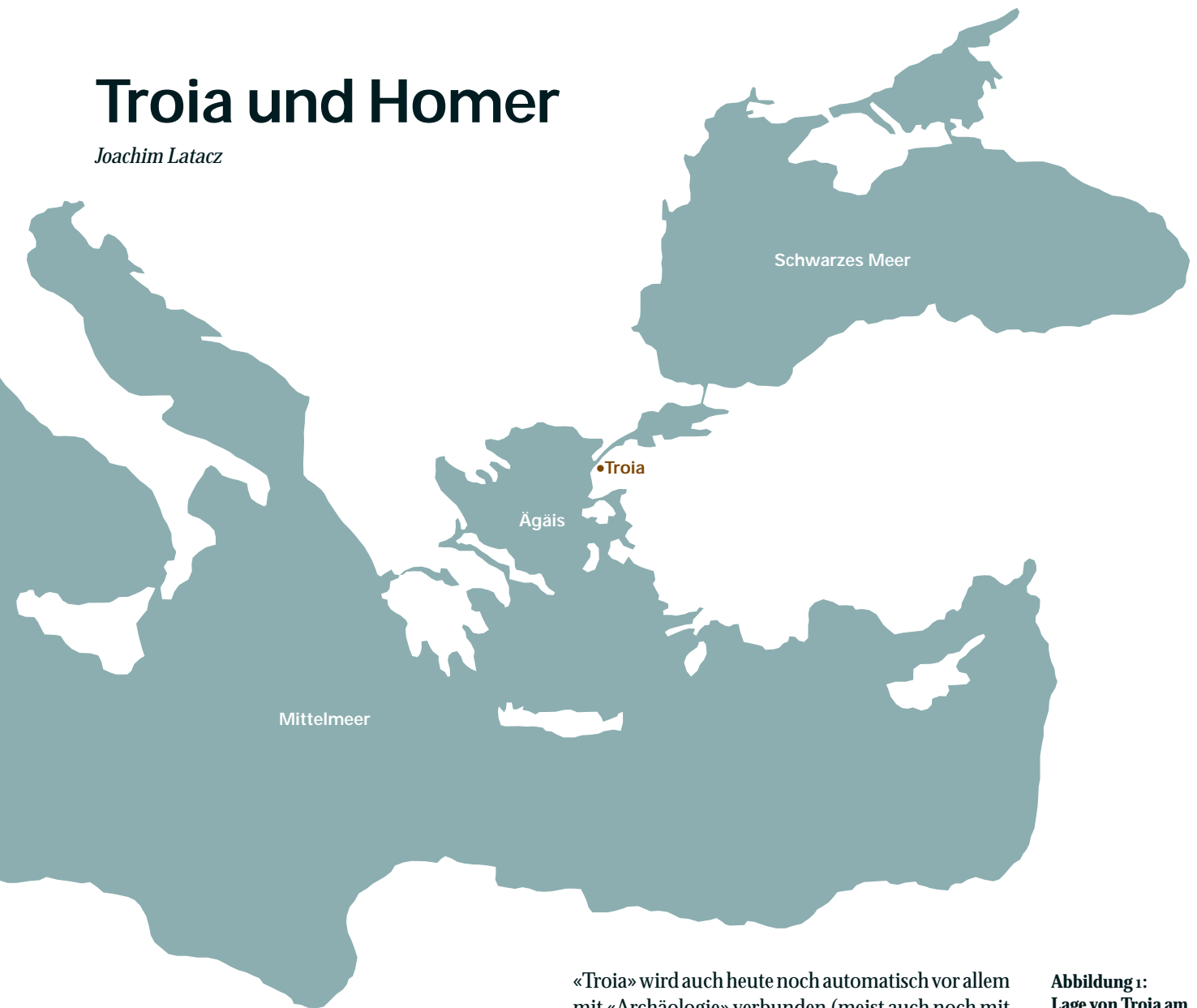
Die fragmentarisch erhaltenen Inschriften, bei denen schwer auszumachen ist, ob sie zu einem einzigen Block gehören oder nicht, bezeugen einen spielerischen, möglicherweise protowissenschaftlichen Umgang mit den Gottheiten, auf jeden Fall einen systematischen, stark reflektierten. Der enge kulturelle Kontakt der Sidonier mit den Griechen kommt in den Inschriften am schönsten in der Tatsache zum Ausdruck, dass im magischen Quadrat die Wörter in beiden Richtungen und von oben nach unten und unten nach oben gelesen werden konnten. Wer sie zu lesen verstand, hat wohl die in ihnen genannten semitischen Gottheiten mit griechischen identifiziert und damit das von seinem Verfasser angefangene Spiel weitergespielt.

Wenigstens im Moment noch unklar ist mir, welche Funktion diese Inschriften, die in ihrer Art in Syrien-Palästina bisher einmalig sind, gehabt haben.

Prof. Dr. theol. Hans-Peter Mathys ist Ordinarius für Altes Testament und Semitische Sprachwissenschaft am Theologischen Seminar der Universität Basel.

Troia und Homer

Joachim Latacz



«Troia» wird auch heute noch automatisch vor allem mit «Archäologie» verbunden (meist auch noch mit «Schliemann» und dem «Schatz des Priamos», manchmal auch noch mit dem altgriechischen Dichter Homer).

Abbildung 1:
Lage von Troia am
Südeingang der
Dardanellen
(«Hellespont»)

Seit Schliemanns Wiederentdeckung des Ortes im Jahre 1870 und dem Ausgrabungsbeginn ein Jahr später hat sich jedoch das Forschungsfeld um Troia herum so stark erweitert, dass die Archäologie nur noch *eine* Stimme – wenn auch nach wie vor die führende – in einem grossen Chor von Wissenschaften ist, für die Troia einen aussergewöhnlich fruchtbaren Experimentierraum bildet. In den 130 Jahren seit Schliemanns erstem Spatenstich am Hügel Hisarlık (türkisch = «mit Burg bewehrt») am Südeingang der Dardanellen (Abb. 1) ist Troia zum Modellfall interdisziplinärer Forschung auf dem Gebiet der Altertumswissenschaften geworden.

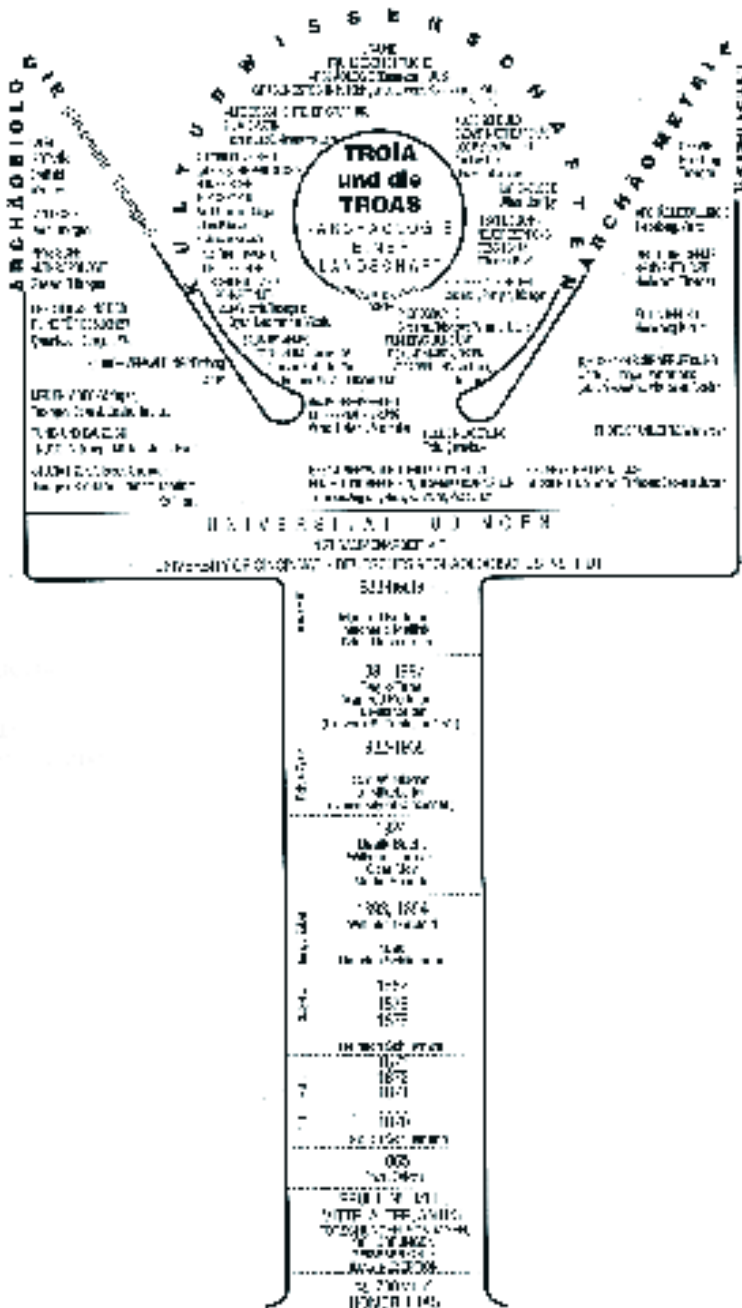


Abbildung 2:
 Ein archäologisches Forschungsprojekt
 mit Stammbaum aus:
 Manfred Korfmann/Dietrich Mannsperger,
 Troia. Ein historischer Überblick,
 Theiss Verlag, Stuttgart 1998.

**Interdisziplinäre Forschung
 zahlreicher Kulturnationen der Welt**

Vor 12 Jahren habe ich in Nr. 46/1987 der Uni Nova unter dem Titel «Neues von Troja» ausführlich über die Geschichte der Ausgrabungen und über die Hoffnungen berichtet, dass vielleicht demnächst eine neue Grabung eröffnet werden könnte. Schon ein Jahr später wurde die Hoffnung Wirklichkeit: Die Regierung der Türkischen Republik erteilte dem Vor- und Frühgeschichtlichen Archäologen Manfred Korfmann von der Universität Tübingen die persönliche Lizenz, Troia erneut in Angriff zu nehmen. Seitdem haben 12 Ausgrabungskampagnen unter Korfmanns Leitung stattgefunden, jedes Jahr im Sommer ca. drei Monate lang, jeweils mit einem Team von 50-70 Wissenschaftlern der verschiedensten Disziplinen aus fast allen Kulturnationen der Welt. Beteiligt sind nicht nur die Kulturwissenschaften wie Ur- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie, Vorderasiatische Altertumskunde, Anatolistik, Hethitologie, Griechische und Lateinische Philologie, Alte Geschichte, Epigraphik, Numismatik, Byzantinistik, Rezeptionsforschung, Restaurierung und Konservierung, Fotografie und andere, sondern auch die verschiedenen Disziplinen der Archäometrie (C-Datierung, Archäometallurgie, Chemie, Vermessungskunde, Geophysikalische Prospektion u.a.) sowie Einzelwissenschaften der Archäobiologie (Paläobotanik, Paläozoologie, Physische Anthropologie u.v.a.). Unsere Universität ist über den Unterzeichnenden (Griechische Philologie und Mitherausgeber der Spezialzeitschrift *Studia Troica*: jedes Jahr erscheint ein dicker Band mit den Grabungsberichten und flankierenden Untersuchungen) direkt beteiligt. Für das Jahr 2001 ist eine grosse Ausstellung «Troia. Traum und Wirklichkeit» zwischen der türkischen und der deutschen Regierung fest vereinbart. Die Vorbereitungen dafür, in die neben dem Unterzeichnenden auch Professor Peter Blome, Direktor des Basler Antikenmuseums, einbezogen ist, laufen auf Hochtouren.

Modell kultureller Auf- und Abstiegsprozesse

Warum graben wir seit 130 Jahren einen alten Hügel aus? Troia hat 2000 Jahre lang gelebt (ca. 3000–1000 v. Chr.), das ist rund viermal so lange, wie die so genannte Neuzeit währt (um 1450 Erfindung des Buchdrucks, 1492 Entdeckung Amerikas). Über diese ganze Zeitspanne von 2000 Jahren hinweg war Troia ein herausragendes Kulturzentrum und eine hocheffiziente Drehscheibe für Wirtschaft, Verkehr und allgemeine Kommunikation zwischen zwei Erdteilen – Asien und Europa – und zwei Meeren – Ägäischem und Schwarzem Meer. Die Stadt hat den Schiffsverkehr durch die Dardanellen ebenso wie den Landverkehr über die Dardanellen per Fährbetrieb laufend kontrolliert; sie wurde dabei immer wissender und dadurch immer reicher. Die Bevölkerung wuchs ständig, so dass die Umfassungsmauern der Burg mehrfach weiter hinausgeschoben werden mussten (die sog. «Neun Städte Troias»; Abb. 3). Seit der Ausgrabungskampagne von 1993 wissen wir aufgrund der Entdeckung eines umlaufenden Stadtgrabens, dass Troia in der Periode der sechsten Stadt («Troia VI», ca. 1700–1200 v. Chr.) nicht nur aus der Burg oben auf dem Bergsporn bestand, also kein «Räuber- und Piratennest» war, wie man in der Forschung zuvor zum Teil geglaubt hatte, sondern auch eine ausgedehnte Unterstadt («Wohn- und Arbeitsstadt») besass. Dadurch sind aus den rund 20000 Quadratmetern der Burg nunmehr rund 225000 qm bebaute und bewohnte Fläche mit rund 7000 bis 10000 Einwohnern geworden: eine kleine antike Grossstadt. Das Leben dieser Siedlung wiederzugewinnen – sowohl synchronisch (also mit der Frage: Wie funktionierte das jeweilige System in den verschiedenen Epochen im Innern?) als auch diachronisch (also mit den Fragen: Wie entwickelte sich das Gesamtsystem über die Jahrhunderte hinweg, wie erhielt es sich am Leben, welche Innovationen führte es ein, welche überholten Formen und Inhalte stiess es ab, welche Prioritäten setzte es, wozu

benutzte es seinen Reichtum, wie löste es die unausbleiblichen sozialen Fragen des Gegensatzes zwischen Arm und Reich, Machtlos und Mächtig, wie agierte es aussenpolitisch im prekären Gleichgewichtssystem der damaligen Grossmächte Assyrien/Babylonien, Ägypten, Hethiter, «mykenische» Griechen, wie verhielt es sich zur Frage Krieg und Frieden?) – dieses gewaltige Bündel von Fragen, von denen jede einzelne zwanzig neue aufwirft, ist gleichbedeutend mit der Aufgabe, einen Abschnitt der Menschheitsgeschichte zu rekonstruieren – und zwar nicht nur aus reiner wissenschaftlicher Neugier (daraus auch, denn diese Triebkraft gehört zu einem Leben, das menschlich heissen will), sondern auch, um an einem *Modell* kulturelle Auf- und Abstiegsprozesse zu studieren, die sowohl erhellen können, wo unsere Gegenwartskultur eigentlich herkommt, als auch Lehren geben können, was wir tun und was wir besser lassen sollten (wenn es auch vordergründig so aussieht, als ob gerade die heutige Gesellschaft zu interesselos geworden ist, um aus der Geschichte lernen zu können – sie lernt *doch*, nur ohne es zu merken).

Homer, der Wegweiser zu Troia

Und was hat das alles mit Homer zu tun? Nun, Homer, der erste Dichter unseres europäischen Kulturkreises, hat in seinem epischen Gedicht «Ilias» (an die 16000 Verse) seine Geschichte von der Entzweiung zweier adeliger griechischer Heerführer (Agamemnon und Achilleus) vor der Kulisse *Troias* aufgebaut (das Schliemann mit der «Ilias» in der Hand dann wiederfand). – Die schöne Helena, Griechin und vom troianischen Prinzen Páris aus Sparta nach Troia entführt, steht mit dem greisen troianischen König Priamos auf der Burgmauer von Troia, sie schauen hinunter in die Ebene des Skamander-Flusses, und Helena erklärt dem alten König, wie die strahlenden griechischen Helden dort unten alle heißen: Agamemnon, Menelaos (ihr verlassener Mann), Achilleus, Aias, Diomedes und so weiter. – Hektor, der junge troianische Stadtverteidiger, steht

auf dem Turm am Skaiischen Tor und verabschiedet sich von seiner Frau Andromache und seinem Söhnchen Astyanax: Er muss hinaus in den Kampf gegen die Aggressoren – und alle drei wissen nicht, dass es für immer sein wird. – Achilleus tötet Hektor in der Schlacht – und der alte König, verzweifelt, fährt mit dem Fuhrwerk voller Lösegeld nachts durch die Skamander-Ebene ins Schiffslager der Griechen an den Dardanellen, angstzitternd, ob er Achilleus, den Todfeind, überreden kann, ihm den Leichnam seines Lieblingssohns herauszugeben. Er wird es schaffen. Der junge siegreiche Held Achilleus und der alte, fast schon besiegte König Troias werden sich vereinen in einem ganz unvorhersehbaren Tränenausbruch, der sie beide erfasst angesichts der Unerbittlichkeit eines Schicksals, dessen Gesetzen Freund und Feind gleichermaßen unterworfen sind.



Abbildung 3:
Troia zu seiner Hochblütezeit
(Troia VI, um 1250; Rekonstruktion)

Troia in Dichtung und Wahrheit

Das alles vollzieht sich in der Dichtung Homers vor dem Hintergrund von Troia – jener Stadt, die wir erforschen und von der wir seit 1996 endgültig wissen, dass sie tatsächlich so hiess, wie Homer sie in der «Ilias» nennt: «Ilios» oder «Troia». Denn seit diesem Jahr 1996 ist geklärt und von den Experten zugestanden, dass die Ortsbezeichnung «Wilusa», die in der *hethitischen* Reichskorrespondenz des 14./13. Jh. v. Chr. immer wieder auftaucht, identisch ist mit der (ursprünglich mit /w/ anlautenden) griechischen Ortsbezeichnung «(W)Ilios», und das griechische «Troia» scheint mit einem hethitischen Ort «Taru-wisa»/«Tru(w)isa» identisch zu sein. Homer hat also diese Orte nicht erfunden, er hat keinen kompletten Science-fiction-Roman verfasst, er hat vielmehr als Schauplatz seiner Handlung einen realen historischen Ort gewählt. Nur: Homer lebte rund 450 Jahre *nach* dem Zusammenbruch der Hochkultur von Troia um 1200, nämlich im 8. Jh. v. Chr., und seit 950 v. Chr. war Troia nur noch Ruine und Weideland für Ziegen und Schafe. Wie kam dann die Kunde von der prächtigen reichen Stadt in Kleinasien an den Dardanellen über 450 Jahre hinweg zum griechischen Dichter Homer? Das ist eine von den vielen Fragen, die sich innerhalb der Troia-Forschung *auch* noch stellen und denen wir auf der Spur sind. Und dann ist da ja auch noch der «Troianische Krieg» – und der «Schatz des Priamos» (um den sich heute Griechenland, die Türkei, Russland, Deutschland und noch andere wieder kräftig streiten – ein Schatz, der jetzt rund 4500 Jahre alt ist und unsere Gegenwartspolitik zeitweise nicht weniger erhitzt als etwa die Globalisierungsfrage – auch wenn er mit Priamos eigentlich gar nichts zu tun hat ... Aber das ist eine andere Geschichte).

Vom inkarnierten Gedächtnis unserer Kultur zur kritischen Instanz

Altertumswissenschaft, ein Fach für lebensfremde «Spinner»? Bedeutungslos für unsere Zeit? Verschlingt nur Geld und bringt nichts an der Börse? – Wer es betreibt, hat einen anderen Eindruck: Er lebt voll in der Gegenwart. Nur möchte er noch etwas mehr erkennen und verstehen als die Gegenwart: das Fundament, auf dem sie steht, den Weg von dort nach hier, und – wie das alles denn zusammenhängt, das Damals und das Heute. Altertumswissenschaft wird so nicht nur zum inkarnierten Gedächtnis unserer Kultur, sondern auch zu einer kritischen Instanz. Weil der Altertumswissenschaftler zusammenschauen lernt, vergleichen und bewerten. Übrigens auch anerkennen, schätzen und sogar bewundern – zum Beispiel grosse Dichtung wie Homer. Vielleicht hat unsere Zeit auch solche Menschen nötig.

Prof. Dr. phil. Joachim Latacz ist Ordinarius für Griechische Philologie am Seminar für Klassische Philologie der Universität Basel.

Hinweis
Voraussichtlich im Frühjahr 2000 erscheint im Verlag Koehler & Amelang, München:
Joachim Latacz, Troia und Homer. Ca. 300 S.

Die Vorderorientalische Archäologie beschäftigt sich mit der Geschichte und Kulturgeschichte jenes geographischen Raumes, der von Kleinasien bis ins Indusland und vom eurasischen Steppengürtel bis an den Indischen Ozean, den Persischen Golf und das Rote Meer reicht. Den zeitlichen Rahmen stecken nach oben hin die Entstehung der ältesten Hochkultur im Zweistromland im 4. Jahrtausend v. Chr. und nach unten die Eroberung Altvorderasiens durch die Araber im 7. Jahrhundert n. Chr. Die fachliche Gewichtung in Basel zielt besonders auf die Epoche der Grossreichsbildungen in jenem Raum, die in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr. einsetzen und mit dem Untergang des Sasanidenreiches ihren Abschluss fanden.

Keine andere Epoche der altorientalischen Geschichte konfrontiert stärker mit der Notwendigkeit und der Möglichkeit interdisziplinären Arbeitens als jene Spätzeit, denn der Zusammenschluss immenser geographischer Räume innerhalb eines Grossreiches bildete in gewisser Weise einen frühen Prozess der «Globalisierung», insofern als nicht nur Wirtschaft und Handel, sondern auch Akkulturationsprozesse innerhalb jener Räume begünstigt wurden. Das wissenschaftliche Betätigungsfeld wird darüber hinaus erweitert durch die militärischen, kommerziellen und kulturellen Kontakte, die jene Grossreiche über ihre Grenzen hinaus initiierten, etwa des Achämenidenreiches mit den Griechen oder des Arsakiden- und des Sasanidenreiches mit den Staaten der Seleukiden und Römer.

Vorderorientalische Archäologie:
Frühe Prozesse der «Globalisierung»

Das Achämenidenreich – das erste «Weltreich» der Geschichte

Bruno Jacobs

Den Höhepunkt der Grossreichsbildungen in der altorientalischen Geschichte bildet zweifellos das Achämenidenreich, das während seines etwa 200-jährigen Bestehens den gesamten altvorderasiatischen Raum umfasste und – mit der Beherrschung Ägyptens – sogar über diesen hinausgriff. Der administrative Aufbau, der seine Verwaltung ermöglichte und seine Stabilität bedingte, wird von der Forschung seit über 100 Jahren diskutiert. Die Widersprüchlichkeit der zur Verfügung stehenden Quellen und insbesondere eine starke Bindung an traditionelle Massstäbe bei der Bewertung derselben haben substantielle Fortschritte lange verhindert. Durch einen rigorosen methodischen Neuansatz scheint sich hier nun ein viel versprechender Weg weisen zu lassen.

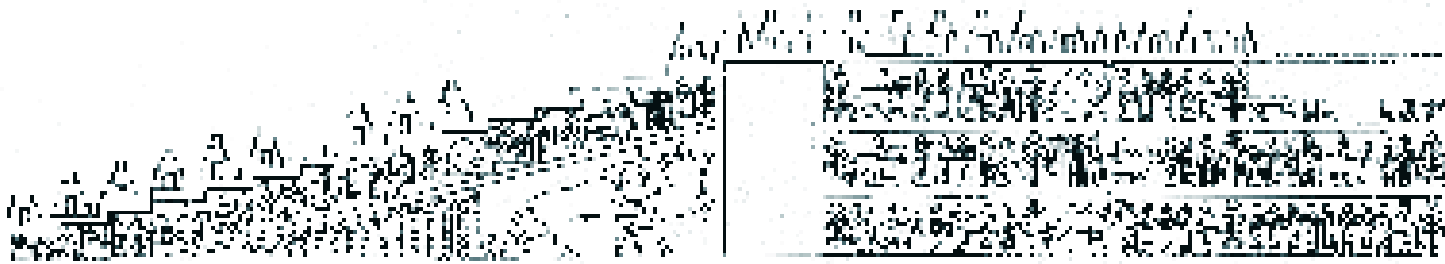
Eine neue Bewertung der Quellen

Die Perser massen, anders als etwa Griechen und Römer, der Bildkunst offenbar keine überragende Bedeutung als Medium für die Vermittlung von Ideen und die Verbreitung politischer Botschaften bei, und auch ihre schriftliche Mitteilbarkeit hält sich in eher bescheidenen Grenzen. Unter den wenigen dennoch in Wort und Bild propagierten Botschaften spielen Schilderungen des Reichsbestandes eine bevorzugte Rolle. In der Reliefausstattung der Paläste in Persepolis oder der Gräber in Persepolis und Naqš-i Rostam begegnen Darstellungen von Gesandtschaften (Abb. 1 und 3), die dem König Geschenke bringen, und Reihen von Figuren, die den *gatu*-tragen, ein Möbelstück, welches vermutlich das Reich symbolisiert; auf ihm steht der König und vollzieht eine Kulthandlung (Abb. 4). Sowohl die Gesandtschaften als auch die einzelnen Trägerfiguren repräsentieren die *dahyāwa*, die «Länder», aus denen sich das Reich zusammensetzte. Eben jene Länder werden darüber hinaus in den Achämenideninschriften immer wieder in Listen zusammengestellt. Den inhaltlichen Zusammenhang von Listen und Trägerfiguren macht die Tatsache deutlich, dass die einzelnen Listenpositionen am Dariusgrab in Naqš-i Rostam noch einmal als Beischriften der Figuren begegnen.

Die erwähnten Listen, obwohl Ausdruck eines ganz spezifischen Interesses der Achämenidenkönige, die jene Bildwerke und Inschriften in Auftrag gaben, fanden in der Forschung bislang nicht die ihnen zukommende Beachtung. Man wertete sie vielfach ab als ideologisch geprägte Bekundungen ohne eigentlichen historischen Zeugniswert. Stattdessen erhob man eine Liste des griechischen Historikers Herodot (Historien III 89 ff.), die den Anspruch erhebt, Verwaltungsbezirke, die angeblich von Darius I. eingerichtet wurden, aufzuzählen, zum wichtigsten Zeugnis und stellte somit die Sekundär- über die Primärquelle. Diese Entscheidung hat sich letztlich als fatal erwiesen, denn alle unter dieser Prämisse unternommenen Versuche, die Reichsverwaltung zu rekonstruieren, sind gescheitert.

Schon die Tatsache, dass es bereits vor Darius I. Satrapien gab, dass diese also keineswegs erst von ihm eingerichtet wurden, zeigt, dass die Ausführungen Herodots in diesem Passus nicht verlässlich sind. Korrigiert man nun jenen methodischen Ansatz und gewichtet Bilder und Listen nach dem Stellenwert, den sie innerhalb der Reliefzyklen und Inschriften haben, so wird ihre programmatische Bedeutung erkennbar, und sie werden automatisch zum Schlüssel für die Rekonstruktion der Reichsverwaltung.

Eine erste Bestätigung erfährt dieser Weg dadurch, dass der in den Listen aufgezählte Reichsbestand im Wesentlichen derselbe ist, der nach dem Tod Alexanders des Grossen bei den Konferenzen von Triparadeisos und Babylon unter seinen Nachfolgern zur Verteilung kam. Die *dahyāwa* sind also tatsächlich administrative Einheiten. Doch stellt sich die Frage, in welcher Weise die Listen das Reich wiedergeben. Ist es eine Aufzählung, die sich mit einer Liste der Schweizer Kantone vergleichen liesse? Um dies zu klären, ist ein Blick auf die Entstehungsgeschichte des Reiches notwendig.



23. NUBIEN

22. LIBYEN

21. ???

20. ARABIEN

19. Skudra

16. Parthien

17. Chorasmien (11.)

18. Indien

13. Baktrien

14. Thatagusch

15. Arachosien

10. ÄGYPTEN

11. Sakengebiet

12. ???

Die Entstehung des Reiches und der Aufbau der Reichsverwaltung

Das Achämenidenimperium war aus mehreren alten Reichen zusammengewachsen. Dem persischen Kerngebiet wurden westlich der zentraliranischen Salzwüsten von König Kyros dem Grossen nacheinander das Medische Reich des Astyages, das Lyderreich des Kroisos und das Babylonische Reich des Nabunaid hinzugefügt. Auch östlich der Salzwüsten unterwarf der berühmte Eroberer gewaltige Gebiete, in denen sich schattenhaft zwei weitere Königreiche abzeichnen, nämlich das Kayanidenreich um die Kernlandschaft Baktrien und das Thamanäerreich um die Kernlandschaft Arachosien. Diesen Eroberungen fügte Kyros' Sohn Kambyses dann noch Ägypten hinzu (Abb. 5).

Abbildung 3:

Persepolis, Apadāna-Osttreppe: Delegation 6 – Lydien

Foto B. Grunewald



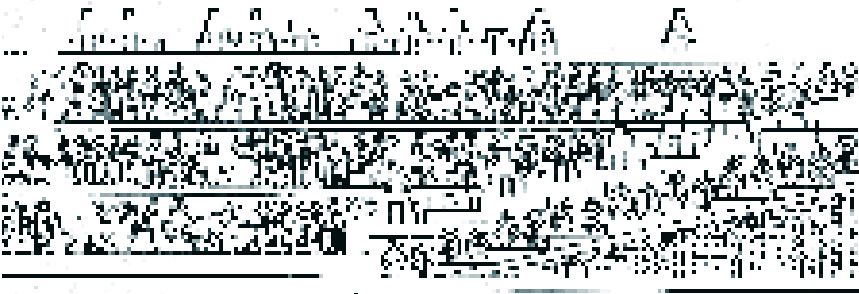


Abbildung 1:
Die Osttreppe der grossen Empfangshalle von Persepolis mit der Darstellung von 23 Abordnungen der Reichsprovinzen (Grossbuchstaben fett: sichere Benennungen; Fettdruck: wahrscheinliche Benennungen; Normalschrift: mögliche Benennungen; Fragezeichen: unbekannt; Zahlen in Klammern, verweisen auf Alternativbenennungen)

- | | | | |
|---------------------|---------------|------------------|-----------|
| 7. Drangiane | 4. Areia | 2. ELAM | 1. Medien |
| 8. ASSYRIEN | 5. BABYLONIEN | 3. Armenien (9.) | |
| 9. Kappadokien (3.) | 6. LYDIEN | | |

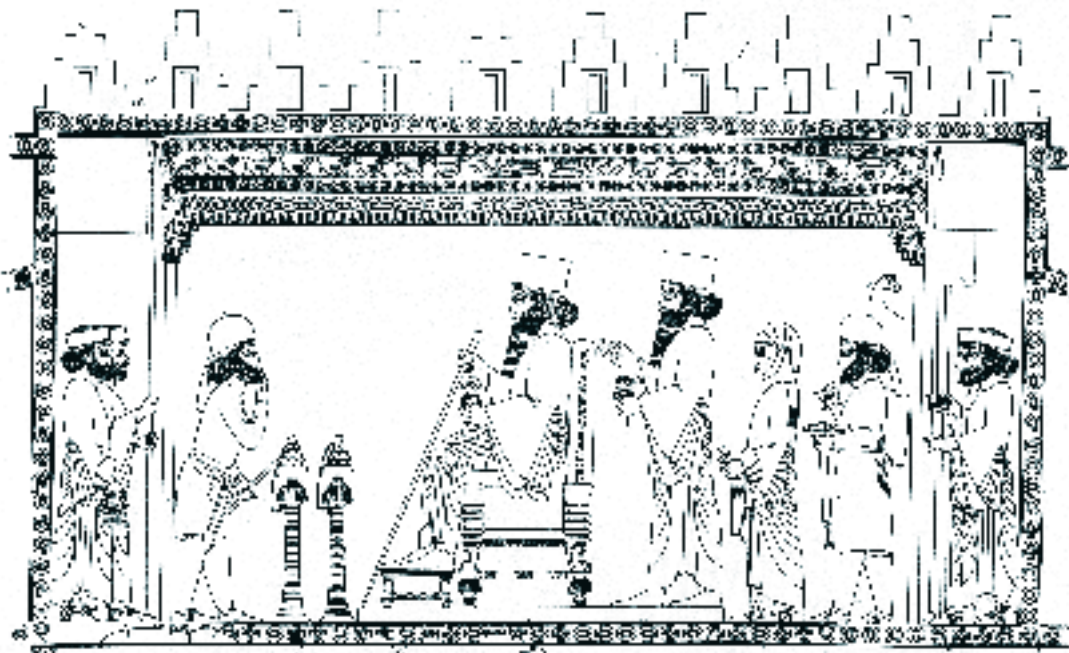
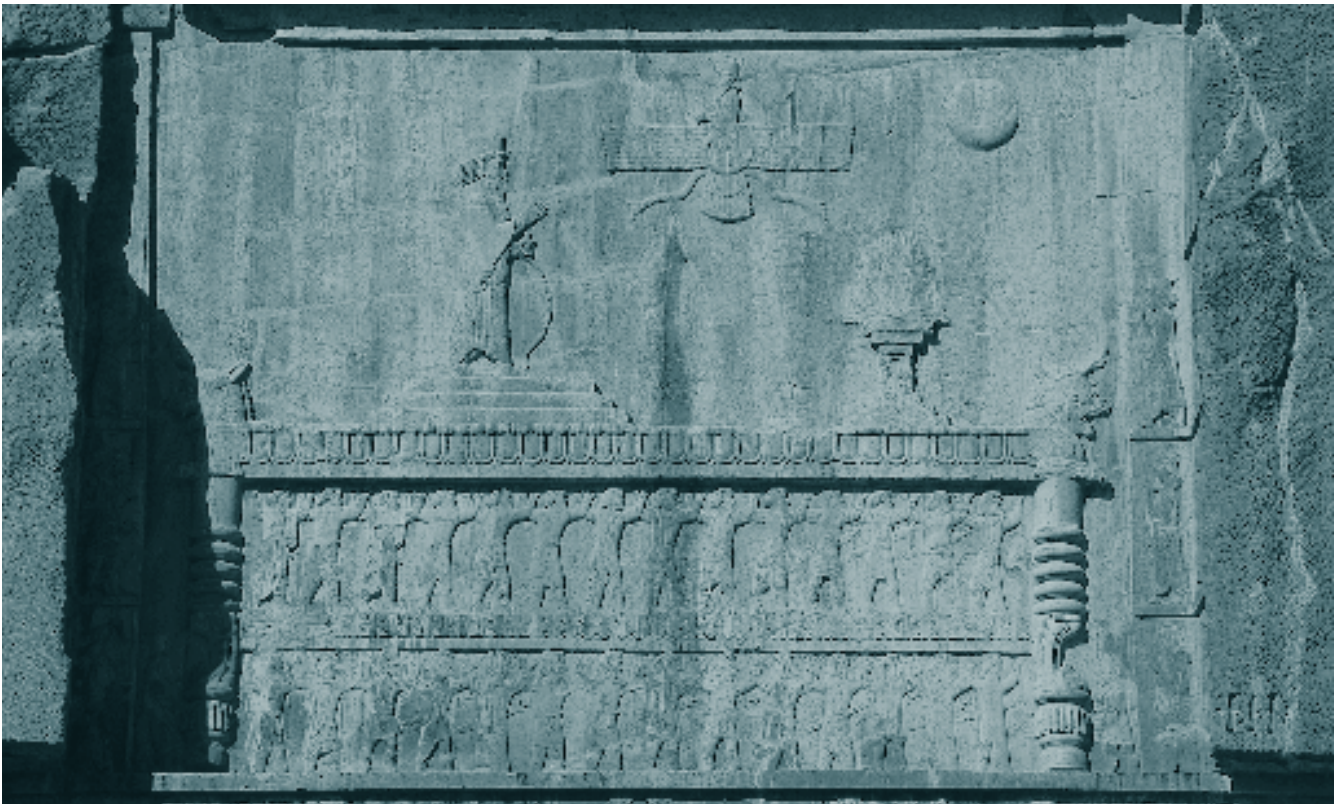


Abbildung 2:
Die einstige Mittelszene von der Apadāna-Osttreppe

In den neu gewonnenen Gebieten wurden die bisherigen Herrscher entmachtet und durch Statthalter, durch «Satrapen», ersetzt. Bei der Eingliederung ins Achämenidenreich blieb die Struktur der unterworfenen Königreiche im Wesentlichen erhalten und bis in die Spätzeit erkennbar. In Ermangelung eines überlieferten Begriffs sei für diese Komplexe die Bezeichnung «Reichsprovinzen» oder «Grosssatrapien» vorgeschlagen. Nun hatten jene Reiche dereinst ihrerseits Provinzen: So gehörten Assyrien zum Babylonischen Reich, Armenien und Parthien zu Medien, Nubien zu Ägypten, Sogdien zum Kayanidenreich etc. Diese Provinzen wurden innerhalb der neu entstehenden Verwaltungshierarchie zu Unterprovinzen. Diese bildeten dann – vermutlich auf Grund der Überschaubarkeit ihrer flächenmässigen Ausdehnung – die Standardeinheiten der Reichsverwaltung; sie könnten als «Hauptsatrapien» bezeichnet werden. Die Überlieferung gestattet häufig – vor allem in den westlichen, griechischen Berichterstatern besser bekannten Gebieten –, wiederum Unter-einheiten dieser Provinzen festzustellen, doch noch tiefer in die Verwaltungshierarchie leuchten die Belege nur äusserst selten hinab.

Abbildung 4:
Persepolis, Königsgrab: Der König auf dem gatu-,
getragen von Repräsentanten der Länder
Foto B. Jacobs



Eine stabile Verwaltung über 200 Jahre

Es sind im Wesentlichen jene Standardeinheiten, die «Hauptsatrapien», die in den Listen aufgezählt und auf Reliefs dargestellt wurden. Aus ideologischen Gründen, besonders seit der Zeit, als sich eine substantielle territoriale Erweiterung der Reiches als unmöglich erwies, ergänzte man die Standardeinheiten in den Listen gern durch die Nennung kleinerer Verwaltungseinheiten, um, obwohl die Expansion zum Stillstand gekommen war, eine Mehrung des Reichsbestandes zu suggerieren.

Ein Überblick über die historische Entwicklung seit den Zeiten der Eroberung durch Kyros und Kambyses bis zur Beuteteilung unter den Nachfolgern Alexanders des Grossen ergibt schliesslich das Bild eines über 200 Jahre hinweg im Wesentlichen unveränderten, hierarchisch strukturierten Verwaltungssystems. Dessen Hauptverwaltungsebene bildeten etwas mehr als 20 «Hauptsatrapien». Diese waren, zum Beispiel im Hinblick auf die Besteuerung, ihrerseits in kleinere Einheiten unterteilt, vor allem aber in sieben grösseren Komplexen zusammengefasst, die hauptsächlich im militärischen Bereich, bei der Landesverteidigung oder bei der Bekämpfung von Erhebungen, Bedeutung hatten.

Herrscher und Beherrschte im Bild

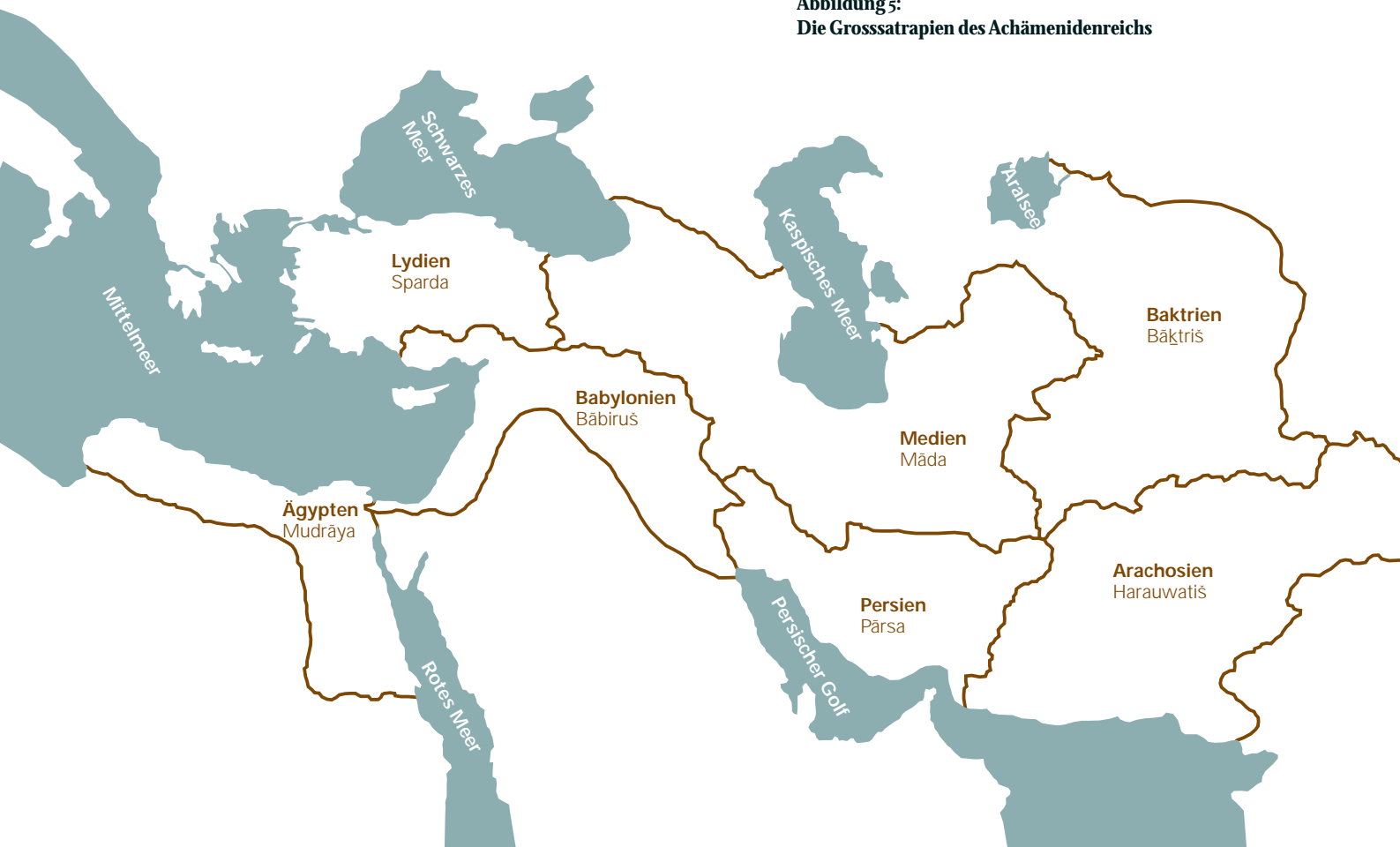
Auffällig ist, wie die Bild Darstellungen das Verhältnis von Beherrschern und Beherrschten schildern. In der Konfrontation der Gesandtschaften mit dem König werden zwar schon durch die Grössenunterschiede die Machtverhältnisse augenfällig, denn die Figur des Königs (Abb. 2), auf den sich die Gesandten ursprünglich zubewegten, ist etwa dreimal so gross wie diese. Doch wissen wir, dass der Empfang durch den König auch stets als Ehrung des Besuchers inszeniert wurde. Noch deutlicher ist diese Ambivalenz bei den Thronträgern (Abb. 4). Zwar spricht das oben und unten des Königs als Getragener und der Repräsentanten als Träger einerseits eine klare Sprache. Andererseits finden sich unter den Trägern aber nicht nur die Unterworfenen, sondern auch die Perser selbst. Hier wird also das Bild eines gemeinschaftlichen, geradezu freiwilligen Zusammenwirkens aller Reichsteile zu gemeinsamem Nutzen entworfen, gleichgültig wie weit dies eine propagandistische Fiktion gewesen sein mag.

Quellenangaben:

- G. Walser, Die Völkerschaften auf den Reliefs von Persepolis (1966), Falttafel 2
- A. B. Tilia, Studies and Restorations at Persepolis and Other Sites of Fars (1972), 190 Fig. 3
- B. Jacobs, Die Satrapienverwaltung im Perserreich zur Zeit Darius' III. (1994)

Prof. Dr. phil. Bruno Jacobs ist Extraordinarius für Vorderorientalische Archäologie am Archäologischen Seminar der Universität Basel.

Abbildung 5:
Die Grosssatrapien des Achämenidenreichs





**Ägyptologie:
Facetten einer Kulturwissenschaft**

Die Disziplin Ägyptologie verdankt ihren Reichtum dem Umstand, dass sie alle Äusserungen der ägyptischen Zivilisation zum Gegenstand hat: Geschichte, Religion, Sprache, Literatur und Kunst vom 4. Jahrtausend v. Chr. bis in die Spätantike.

Von der Ägyptomanie zur Ägyptologie

Antonio Loprieno

Die Ägyptologie als akademische Disziplin, die sich der Erforschung der altägyptischen Kultur in all ihren Formen widmet, ist ein Produkt der europäischen Aufklärung. Durch die Entzifferung der Hieroglyphenschrift im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts konnte die westliche Kultur jene direkte Beziehung zum pharaonischen Ägypten wiederherstellen, die durch die Christianisierung des Landes und den Verlust des produktiven Gebrauchs einheimischer ägyptischer Schriften (hieroglyphisch, hieratisch, demotisch) zugunsten der vom Griechischen abgeleiteten koptischen Schrift verloren gegangen war.

In den fünfzehn Jahrhunderten, in denen das vorchristliche Ägypten unserer Kulturwelt in seiner überwältigenden textuellen Produktion verschlossen blieb, gedieh jedoch das Interesse am imaginären oder besser am «mythischen» Ägypten der Ägyptomanie: einem Alten Ägypten, das teils dem kulturellen Bewusstsein des Westens von der Spätantike bis zur frühen Moderne, teils den fragmentarischen Eindrücken vereinzelter Besucher entsprang. Dabei vermittelte diese mythische Projektion Ägyptens ein dualistisches Bild der ältesten und beständigsten Schriftkultur des Mittelmeerraumes: Die heidnische Stätte von Pyramiden und Sphingen und das biblische «Diensthaus» wurden zugleich auch als Quelle religiöser Weisheit, als Brutstätte des mosaischen Monotheismus gepriesen.

Erwartungen an ein Ägyptenbild

In den knapp zwei Jahrhunderten seit Jean-François Champollions Entzifferung der Hieroglyphen (1822) ist diese westliche enzyklopädische Memorie des Alten Ägypten für den professionellen Umgang mit der pharaonischen Kultur gleichzeitig ein Segen und eine Bürde gewesen. Denn von wenigen spektakulären Entdeckungen abgesehen – dem unberührten, glanzvollen Grab des Königs Tutanchamun, vielleicht noch der Sonnenbarke bei der Cheops-Pyramide –, hat die wissenschaftliche Ägyptologie den Erwartungen der westlichen Kultur nicht die sensationellen Neuerungen geliefert, die sich die Ägyptomanie vom zurückgewonnenen Ägypten versprochen hatte: statt weisheitlich durchdrungener metaphorischer Aussagen Texte in einer Sprache mit relativ einfacher Phonetik und Grammatik, statt Schikaneders Sarastro eine bürokratisierte priesterliche Schicht, die auswendig erlernte Rituale täglich und auf Rotationsbasis rezitierte, statt der Sphinx als Symbol geheimen Wissens die Sphinx als Ikon sichtbarer Herrscher.

Als Spur einer gemässigten Enttäuschung über die Ergebnisse (oder die Versäumnisse) der akademischen Ägyptologie bleibt in unserer Kultur die Sehnsucht nach dem möglichen Ägypten, die Millionen von Besuchern zu den Ausstellungen pharaonischer Kunst lockt. Auf eine ähnliche öffentliche Resonanz können sich die mit der Ägyptologie historisch verbundenen Fächer – etwa die Assyriologie – nicht berufen. Deshalb profitiert die akademische Ägyptologie von der allgemeinen westlichen «Ägyptophilie», wie man das Ergebnis der Dialektik zwischen traditioneller Ägyptomanie und wissenschaftlichem Umgang mit dem Alten Ägypten nennen möchte, indem sie als unverzichtbare Komponente der westlichen Kulturgeschichte an vielen Universitäten eine aktive Rolle in der Gestaltung moderner humanistischer Curricula spielt.

Projekte am Basler Seminar zeigen den Facettenreichtum der Disziplin Ägyptologie:

Sinuhe-Bibliographie und Sprachlehrgang

Die «Erzählung des Sinuhe», eine fiktive Lebensgeschichte eines Hofbeamten aus dem 20. Jh. v. Chr., gilt als die bekannteste und populärste Textdichtung der altägyptischen Literatur, und zwar in heutiger wie wohl auch in altägyptischer Zeit. Die Vielzahl der überlieferten Abschriften und seine lange Tradierung (mind. 750 Jahre) machen diesen Text zu einer unschätzbaren Quelle für die Erforschung der klassischen ägyptischen Schriftsprache. Dr. Barbara Lüscher hat mit ihrer «Sinuhe-Bibliographie» das Ziel, die kaum mehr überschaubare Fülle an Sekundärliteratur zu sichten und nach Belegstellen geordnet Dozenten und Studierenden als Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen.

Im einführenden Schrift- und Sprachunterricht stellt sich die Frage nach einem geeigneten Lehrmittel. Lehrbücher auf Deutsch existieren zwar, werden jedoch von vielen Lehrkräften als in der einen oder anderen Weise mangelhaft beurteilt. Ein neuer Lehrgang wird von Dr. Hanna Jenni konzipiert und im Sprachunterricht erprobt.

Magie in Ägypten

Im Gegensatz zu der häufig abwertenden traditionellen Beurteilung scheint Magie in Ägypten ein umfassendes rationales System gewesen zu sein, das in allen Bereichen der Welt – von der Heilung des Kranken bis zur Absicherung des Sonnenlaufs – zur Anwendung kam. Magie bezeichnet gleichzeitig aber nicht nur die konkrete Stabilisierung von Ordnung, sondern auch eine unabdingbare Struktur des Kosmos. Instruktiv ist aus heutiger Sicht daher der Vergleich mit den zwei grossen Bereichen moderner Chaos-Theorie: komplexen, nicht-linearen Strukturen und nicht-linearen, dynamischen Vorgängen. PD Dr. phil. Thomas Schneider untersucht Bedeutung und Funktionsweise altägyptischer Magie.

Ursprünge der Alchemie im Alten Ägypten

Den Ursprung der Alchemie verlegen die überlieferten Quellen und die moderne Forschung gerne ins «Alte Ägypten». Zwar weisen die ältesten nachweisbaren Spuren der Alchemie an den Nil, führen jedoch nicht über das griechisch-römische Ägypten hinaus. Eine zweigleisige Untersuchung sucht zum einen die pharaonische Hinterlassenschaft nach konkreten Vorläufern der Alchemie ab und vergleicht zum anderen die altägyptische Weltvorstellung strukturell und morphologisch mit derjenigen der Alchemie: Ein Dissertationsprojekt von lic. phil Thomas Hofmeier.

Königsgräber und Särge

Das Drittmittelprojekt MISR: Mission Siptah-Ramses X., das von der Stiftung Altes Ägypten getragen wird, hat sich die Ausgrabung und vollständige Aufnahme der Königsgräber von Siptah und Ramses X. im Tal der Könige (Theben-West, Oberägypten) zum Ziel gesetzt. Eine erste Grabungskampagne wurde bereits durchgeführt, eine weitere steht bevor. Die in Ägypten erstellte umfangreiche Dokumentation (Texte, Fotos, Zeichnungen, Pläne) wird in Basel von den Mitarbeitern des Projektes (cand. phil. A. Dorn, lic. phil. E. Paulin-Grothe, lic. phil. T. Hofmeier, Dr. phil. H. Jenni, Dr. phil. B. Lüscher, PD Dr. phil. T. Schneider) wissenschaftlich aufgearbeitet und soll ab Anfang 2000 in gedruckter Form vorgelegt werden.

Die zahlreichen altägyptischen Särge, die über verschiedenste Museen der ganzen Schweiz verstreut sind, aber wegen ihres Erhaltungszustands oft nicht ausgestellt werden können, datieren grösstenteils aus dem ersten Jahrtausend v. Chr. – lic. phil. A. Heyne hat die Särge aufgenommen und bereitet eine Publikation vor.

Basler Ägyptologie – ein ideales Beispiel der Vielfalt

Sowohl in ihren Beziehungen zum Kulturleben der Stadt, insbesondere zum Antikenmuseum und Sammlung Ludwig, als auch in ihrer Forschungstätigkeit, die ein breites Spektrum thematischer Schwerpunkte und methodologischer Perspektiven abdeckt, bietet die Basler Ägyptologie ein ideales Beispiel für die Vielfalt unseres Faches. Dabei hat die ägyptische Religionswissenschaft traditionell den wichtigsten Forschungsgegenstand dargestellt. Die bahnbrechende wissenschaftliche Leistung der zwei Basler Lehrstuhlinhaber, Siegfried Morenz (1961–1966) und Erik Hornung (1967–1998), hat etwa konzeptuelle Zusammenhänge wie das Verhältnis zwischen theologischer Einheit Gottes und ikonischer Vielfalt des Pantheons, die Geographie der ägyptischen Unterwelt oder die Eigenbegrifflichkeit pharaonischer Ausdeutungen der Weltgeschichte systematisch erfasst und erklärt.

Neue Perspektiven

Mit der Neubesetzung des Lehrstuhls zeichnet sich auch eine mögliche Erweiterung dieser Forschungsansätze ab. Zum einen werden neue Perspektiven durch globale Entwicklungen in der Disziplin nahe gelegt: So ist etwa die Archäologie (einschliesslich der Feldarbeit), die bis vor kurzem eine eher sekundäre Rolle in der akademischen Ausbildung spielte, in den letzten Jahrzehnten zum unabdingbaren Bestandteil eines jeden konkurrenzfähigen ägyptologischen Programms geworden. Es wird deshalb eine notwendige Herausforderung sein, geeignete Strukturen zum Ausbau der archäologischen Kompetenz der Basler Studenten zu entwickeln.

Zum anderen ergeben sich neue Akzente durch unterschiedliche Forschungsschwerpunkte: Neben einem komparatistischen Interesse am Vergleich zwischen dem Ägyptischen und den semitischen Sprachen sowie am theologischen Dialog zwischen Ägypten und Israel liegt meine eigene Forschung auf dem Bereich der ägyptischen Sprach- und Literaturwissenschaft.

Historische Grammatik des Ägyptischen

Mittelfristig arbeite ich an einer historischen Grammatik des Ägyptischen, der am längsten – nämlich über einen Zeitraum von 4000 Jahren – dokumentierten Sprache der Menschheit.

Bei einer derart weit gespannten linguistischen Analyse ergibt sich unausweichlich eine Reihe gravierender methodologischer Probleme. Ein erstes Problem ist die zeitlich uneinheitliche Textüberlieferung. Für einige Perioden der ägyptischen Sprachgeschichte verfügen wir über eine relativ breite Palette an Textgenres, von offiziellen Annalen bis hin zu privaten Briefen; in anderen Fällen sind wir auf isolierte Belege angewiesen, die wir nicht immer kontextuell einbinden können. Ein zweites Problem ist die Verortung der Texte in einem Kontinuum verschiedener sprachlicher Konventionen, von sehr archaisierenden Königsinschriften bis hin zu Versuchen einer Wiedergabe tatsächlicher sprachlicher Äusserungen. Ein drittes Problem ist die Dialektik zwischen einheitlicher Schriftsprache, die immer als gemein-ägyptisch auftritt, und lokalen Varietäten, die man trotz der zentralistischen Sprachideologie in Phonetik, Morphologie und Lexikon vereinzelt erkennen kann.

Aufgrund der gebotenen methodologischen Vorsicht sowie der beträchtlichen Materialbasis wäre es deshalb wünschenswert, auch jüngere Mitarbeiter für ein solches Projekt zu gewinnen und es in einen breiteren Forschungsrahmen einzubinden.

Die «Königsnovelle»

Literaturwissenschaftlich gilt das Interesse einer bestimmten Textgattung, die in der Ägyptologie als «Königsnovelle» (*royal tale*) bekannt ist. Es wäre schwierig, ein noch ungenauer definiertes ägyptisches Textgenre zu finden. Denn in gewisser Hinsicht geht es in den meisten altägyptischen Texten ohnehin um den König. Und Novellen à la *Tristram Shandy* gibt es im Alten Ägypten nicht. Es gibt aber eine bestimmte Form des literarischen Umgangs mit der Person des Königs, in der er nicht in seiner ideologischen Funktion als Herrscher der beiden Länder oder als Sohn des Sonnengottes präsentiert, sondern eher in seiner Bewältigung einer episodischen Herausforderung erzählt wird – eine literarische Form, die *stories* statt *history* tradiert: Wie Pharaon einen verdienstvollen Beamten, der sich aber rituell verunreinigt hat, aus der Affäre zieht oder wie er an einem unwahrscheinlichen Ort in der Wüste einen Brunnen graben lässt.

Diese Form ist nicht auf ein Genre beschränkt und nicht durch äussere Konventionen – etwa das angewandte Tradierungsmaterial – bedingt: Man findet diese kurzen Ausflüge in das pharaonische *hic et nunc* auf Papyrus wie auf Stein, in historischen wie auch in funerären Kontexten. Es ist deshalb auch nicht unbedingt möglich, das Textkorpus genau zu präzisieren: Der Forscher muss in jedem Fall ein Urteil fällen, ob die erzählte Episode primär «topischen» oder «mimetischen» Charakters ist, das heisst ob sie primär die königliche Ideologie zelebriert oder das Augenmerk auf die Person des Königs lenkt.

Die Arbeitshypothese ist, dass eine Analyse dieser Texte Rückschlüsse auf historisch variierende literarische Konventionen und damit ein dynamischeres Bild der ägyptischen Geistesgeschichte vermitteln kann.



Abbildung: Papyrus aus der 21. Dynastie
mit mythologischen Darstellungen

Brückenschlag zu unserer Kultur

Die flexiblen Konturen der literarischen Form der «Königsnovelle» möchte ich als paradigmatisch für die Lage der Ägyptologie als humanistischer Disziplin insgesamt ansehen. Unser Fach ist weder durch das Bekenntnis zu einem spezifischen Forschungsansatz noch durch einen klar bestimmbar Forschungsgegenstand definiert: Ist Ägyptens prähistorische Archäologie Teil der Ägyptologie? Oder Ägyptens Rezeption in der Renaissance? Oder der mögliche historische Hintergrund der Patriarchengeschichten? In jedem Fall geht es darum, Brücken zu schlagen zwischen einer alten Kultur, die eine besondere Beziehung zur biblischen und zur klassischen Tradition erfahren hat, und unserer gemeinsamen Kultur, durch deren Filter wir Fragmente ihres Bildes zu erkennen versuchen.

Prof. Dr. Antonio Loprieno ist als Ordinarius für Ägyptologie an die Universität Basel berufen und wird per Sommersemester 2000 seine Stelle antreten.

Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft

Geschichte vieler Sprachen,
geschrieben in verschiedenen Schriften

Alphabetgeschichte – Theorie aus der Praxis

Rudolf Wachter

Historische Sprachwissenschaft arbeitet mit Texten aus möglichst vielen Epochen einer Sprache, und das heisst: überwiegend mit schriftlichen Quellen. Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft, etwa die der indogermanischen Sprachen, beschäftigt sich gar mit der Geschichte vieler verschiedener Sprachen, geschrieben in verschiedenen Schriften, zum Beispiel Devanagari in Indien, Keilschrift im hethitischen Kleinasien und im Persien der achämenidischen Grosskönige, Linearschriften im frühen Griechenland – vor allem aber in der Alphabetschrift, die in einem beispiellosen Siegeszug schon in der Antike in Europa und Vorderasien alle früheren Schriften verdrängt hat und seither für Hunderte von menschlichen Sprachen verwendet worden ist und verwendet wird.

Die genaue Beschäftigung mit den Schriften ist für die sprachwissenschaftliche Erforschung älterer Dokumente essenziell, denn die Sprache, der eigentliche Forschungsgegenstand, versteckt sich hier gleichsam hinter der Schrift und muss zuerst hervorgeholt werden. Zu fragen ist jeweils unter anderem:

- Wie funktionierte das betreffende Schriftsystem?
- Was leistete jedes einzelne Zeichen – hatte es vielleicht mehrere Funktionen? Und weiter:
- Änderte sich seine Funktion im Laufe der Zeit?
- Wie veränderte sich das Schriftsystem insgesamt?

Entsprechend der Blickrichtung der historischen Sprachwissenschaft gehört zur Beschäftigung mit der Schrift also auch die Schriftgeschichte und im Bereich der Sprachen Europas eben vor allem die Geschichte des Alphabets.

Geschichte des Alphabets? Nicht vielmehr: der Alphabete? Es gibt doch Dutzende verschiedener Alphabete, zum Beispiel das ugaritische, phönizische, hebräische, dann das griechische, phrygische, karsische, lykische, etruskische, lateinische, faliskische, venetische, umbrische, oskische, iberische, gotische, angelsächsische, armenische, kyrillische ... Und wie steht es mit dem griechischen Alphabet? Sollten wir nicht vielmehr von den griechischen Alphabeten sprechen, zum Beispiel dem euböischen, attischen, ostgriechischen, achäischen, korinthischen, kretischen ... ? Nun, beides ist richtig! Hat man primär die Vielfalt vor Augen, entsprechend der Vielfalt der Sprachen und Dialekte in der über 3000-jährigen Alphabetgeschichte, so gibt es viele Alphabete. Betrachtet man jedoch die kulturhistorische Dimension mit, so erkennt man, dass es sich immer um ein und dasselbe Alphabet handelt, wenn auch vielfältig adaptiert an die Bedürfnisse der einzelnen Sprachen und mit örtlich und vor allem zeitlich stark variierenden Buchstabenformen (man vergleiche die Kleinbuchstaben unserer Schreibschrift mit den Grossbuchstaben der Druckschrift, die beide dasselbe Schriftsystem repräsentieren!).

Meine schriftgeschichtlichen Forschungen haben einerseits zum Ziel, in den antiken Kulturen den Vorgang der Übergabe beziehungsweise Übernahme des Alphabets von einer Sprecher- und Schreibergemeinschaft in eine andere – meist eine anderssprachige und zur betreffenden Zeit schriftlose – besser zu verstehen. Dabei hat sich eine Frage als äusserst wichtig entpuppt: Wie wurde das Alphabet gelernt?

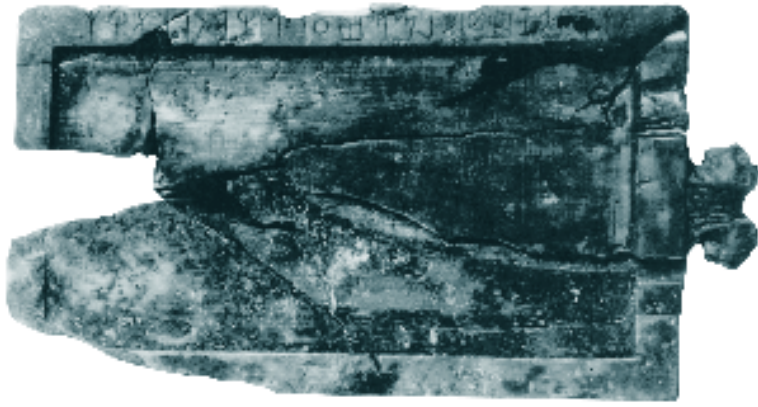
Originalschrift	Lautwerte	
𐤀 𐤁 𐤂 𐤃 𐤄 𐤅 𐤆 𐤇 ...	' b g d h w z ḥ ...	phönizisch
Α Β Γ Δ Ε Ζ Η ...	a b g d e w dʒ h/ē ...	griechisch
A B C D E F G H ...	a b k d e f g h ...	lateinisch



Schriftsysteme ...

Zwei Dinge bildeten die Minimalausstattung der antiken Abc-Schützen, die noch sehr oft in ganz oder weitgehend schriftlosem Kontext lebten: erstens ein Musteralphabet mit den Zeichen, zum Beispiel eingeritzt auf dem Rand eines Schreiftäfelchens (siehe oben), und zweitens ein Merkspruch mit den Buchstabennamen, die jeweils mit dem entscheidenden Laut beginnen, zum Beispiel griech. Alpha, Beta, Gamma, Delta... (für die Laute a, b, g, d...), lat. A, Be, Ce, De... (für a, b, k, d...). Entscheidend ist bei dieser Lerntechnik, dass die geschriebene Serie der Symbole und die auswendig gelernte Serie der Namen in ihrer Reihenfolge übereinstimmend festgelegt sind, dass also jeder Buchstabenname eindeutig einem Symbol zugeordnet ist und bleibt. Tatsächlich ist die Reihenfolge des Alphabets in den über 3000 Jahren bis hier und jetzt nie nachhaltig durcheinander gekommen. Die einzigen Reformen, die bei Adaptationen in der Antike vorgenommen wurden (und sich durchgesetzt haben), sind erstens die Elimination nicht benötigter Zeichen, zweitens die Addition zusätzlicher Zeichen (immer am Schluss, eben zur Schonung des Merkspruchs) und als besonders geschickte Kombination drittens die Substitution eines unnötigen Buchstabens (oder auch nur des betreffenden Lautwertes) durch einen neuen. Die eine Serie, nämlich der Merkspruch mit den Buchstabennamen, war dabei faktisch nur in direkter Weitergabe, der Tradierung von Mensch zu Mensch erlernbar; umso mehr dürfen wir von «dem Alphabet» als einer ungebrochenen kulturgeschichtlichen Erscheinung sprechen.

Durch die genaue Beachtung der Zahl, Funktion und Reihenfolge der Zeichen in jeder der antiken Alphabetversionen gelangen wir andererseits auch zu einem verbesserten Verständnis dieser Schrift: Wir können sie nämlich als ein langsam und permanent auf Optimierung ausgerichtetes veränderliches System begreifen, und dies erlaubt es, just die Methoden der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft auf sie anzuwenden. So ist es zum Beispiel möglich geworden, nachzuweisen, wie die frühen griechischen Lokalalphabete untereinander verwandt sind, ferner das griechische Uralphabet (ca. 800 v. Chr.) zu rekonstruieren und den Übergabeakt des Alphabets von den Phöniziern an die Griechen, ein kulturgeschichtliches Ereignis ersten Ranges, besser zu verstehen als bisher. Desgleichen lässt sich zeigen, dass das lateinische Alphabet nicht viel später als 700 v. Chr. aus einem etruskischen beziehungsweise euböisch-griechischen Alphabet abgeleitet worden ist. Und dieselbe Methode ermöglicht es sogar, in Form eines Szenarios Licht auf die Schaffung des allerersten Alphabets irgendwo im Nahen Osten des frühen 2. Jahrtausends v. Chr. zu werfen, auf jenes Ereignis also, das den Siegeszug dieses Schriftzeichensatzes bis ins heutige Internet und in eine offene, aber hoffentlich noch lange dauernde Zukunft eingeläutet hat.



Abbildungen:
Schreibtafel von Marsiliana d'Albegna
 (Florenz, Mus. Arch. inv. 93 480) mit
 Musteralphabet euböisch-etruskischen
 Typs, ca. 660 v. Chr.



... versus Buchstabenformen

Ganz anders als mit dem Schriftsystem verhält es sich mit den Buchstabenformen. Diese sind, zumal einzeln genommen, für genealogische Fragen unzuverlässig, da sie individuell und regional stark der «Mode» unterworfen sind. Tendenziell gilt für eher kleinräumige Verhältnisse, wie sie bei den Griechen und Italikern bis um 400 v. Chr. herrschten, dass die Buchstabenformen benachbarter Regionen einander mit der Zeit ähnlicher, solche von Regionen, die nicht in engem Kontakt stehen, einander dagegen eher unähnlicher werden. Die reine räumliche Distanz – oder etwa eine Sprachgrenze – sind dabei nicht unbedingt das entscheidende Kriterium; wichtiger ist die Intensität der Schriftkontakte (und ein gewisses Kulturgefälle). So ist es sehr aufschlussreich zu beobachten, wie im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. modernisierte griechische Buchstabenformen von den Römern und anderen Latinern gierig übernommen wurden und die älteren – ursprünglich ja auch von griechischen abstammenden – verdrängten (wogegen die Etrusker selbstbewusst, und bis zum bitteren Ende, an ihren archaischen Schreibtraditionen festhielten). Auch diese Mechanismen haben wieder eine frappante Parallele in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, nämlich in der Dialektforschung, wo sich immer wieder beobachten lässt, dass benachbarte Dialekte sich einander angleichen (auch wenn sie ursprünglich gar nicht sehr nahe verwandt waren) und entfernte Dialekte sich auseinander entwickeln (auch wenn sie ursprünglich näher miteinander verwandt waren als mit ihren neuen Nachbarn).

Die Erforschung der Schriftgeschichte ist somit nicht nur eine wichtige Voraussetzung für die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft, sondern es erweist sich nun, dass sie dieser auch von ihrem methodischen Ansatz her sehr nahe steht.

(Übrigens: Die historisch-vergleichende Methode liesse sich auch auf ganz andere veränderliche Systeme anwenden, z.B. auf den Nachweis der Verwandtschaft von Spielen und ihren Regeln sowie die Rekonstruktion von Protoversionen, so vielleicht für Cricket, Schlagball, Jeu de Mail, Hornussen u.ä.)

*Prof. Dr. phil., D Phil. Rudolf Wachter ist
 Extraordinarius
 für Griechische und Lateinische Sprachwissenschaft
 unter besonderer Berücksichtigung indogermanistischer Aspekte am Seminar für Klassische Philologie der Universität Basel.*

Weiterführende Literatur:
 Der Neue Pauly, «Alphabet», «Aussprache»,
 «Italien: Alphabetschriften», demnächst
 auch «Schrift»; Der Neue Pauly, Rezeptions- und
 Wissenschaftsgeschichte, «Entzifferungen».

Ur- und Frühgeschichte

Frank Siegmund

Die Ur- und Frühgeschichte (auch: Vor- und Frühgeschichte, Prähistorische Archäologie) ist eine Geschichtswissenschaft, die sich mit den Menschen, ihrer Umwelt und ihren Kulturen in schriftlosen und schriftarmen Epochen beschäftigt. Ihre wesentlichen Quellen gewinnt sie durch Ausgrabungen («Spatenforschung»).

Das Basler Seminar ...

Das Basler Seminar für Ur- und Frühgeschichte betreut die gesamte Zeitleiste von den Anfängen der Menschheitsgeschichte bis zum Mittelalter. Die Provinzialrömische Archäologie ist hier in die Ur- und Frühgeschichte integriert, was die enge methodische wie sachliche Verzahnung dieser Disziplinen gerade in der Schweiz («Kelten und Römer», «Romanen und Germanen im frühen Mittelalter») nachzeichnet. Die grosse Zeittiefe ermöglicht im epochenübergreifenden Vergleich die parallele Beobachtung langfristiger Trends und kurzfristiger Ereignisse (Was ist das Allgemeine, was ist das Besondere?). Dies und die grosse Unterschiedlichkeit der untersuchten menschlichen Kulturen sind ein Spezifikum der Ur- und Frühgeschichte.

Eine besondere Stärke des Basler Seminars ist die enge Verbindung von Geistes- und Naturwissenschaften. Laboratorien für Archäobiologie und Archäogeologie sind fester Bestandteil des Hauses und der Lehre, ein Studienabschluss ist in der Philosophisch-Historischen wie der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät möglich. Eine ganzheitliche Betrachtung ist Philosophie des Hauses, die Dichotomie von «Geisteswissenschaften» und «Naturwissenschaften» hält man hier für überholt.

... mit Gemeinsamkeiten zu anderen Fächern und Einrichtungen ...

Die Basler Ur- und Frühgeschichte ist Teil des sich formierenden «Fächerverbundes Altertumswissenschaften» und eng mit historischen und kulturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen vernetzt. Damit wird die stete Rückbindung der Ur- und Frühgeschichte in die historischen Disziplinen und ihren Diskurs gestärkt, zugleich nimmt sie hier ihre besondere Brückenfunktion im Verbund der Disziplinen wahr: Für die historisch arbeitenden Naturwissenschaften ist sie das Tor in die Geschichtswissenschaften, für die Kultur- und Geschichtswissenschaften ein Pool spezifischer Methoden und Techniken, auf die sie hier zurückgreifen können. Daher engagiert sich das Seminar auch im «Collegium Beatus Rhenanus» und beteiligt sich unter anderem an dem trinationalen Grabungsprojekt in Biesheim-Kunheim bei Colmar.

Gemeinsame Interessen und Projekte verbinden die Ur- und Frühgeschichte mit Museen und Einrichtungen der Bodenforschung. Mit der kantonalen Bodenforschung Basel-Stadt teilt sich das Seminar das gemeinsame Haus am Petersgraben, vielfältige Aktivitäten verbinden es mit der Römerstadt Augusta Raurica, der Kantonsarchäologie Baselland und anderen Ämtern für Archäologie. Gerade die Leistungen der Labors werden häufig auch von Dritten nachgefragt, was den Praxisbezug verdichtet. Dieses Netz bietet den Studierenden zahlreiche Möglichkeiten zu unterschiedlichsten Praktika während des Studiums – viele Examensthemen behandeln dort gewonnene Themen.

... und einer Zukunft in Lehre und Forschung

Das Basler Seminar ist eine starke und international renommierte Einrichtung. Hier gilt es, bewährte Traditionen fortzuführen und vorhandene Stärken weiterzuentwickeln. Daher werde ich das Engagement für die Epochen der Kelten und der Römer, insbesondere die engen Verbindungen zur Römerstadt Augusta Raurica, weiter pflegen. Für die Berufsfähigkeit unserer Absolventen wie für diachrone Kulturvergleiche ist jedoch eine Kompetenz auf der gesamten Zeitleiste vonnöten. Deshalb hoffe ich, aus einer breit angelegten Lehre heraus neben unseren Grabungen in Biesheim bald auch Projekte zu älteren und jüngeren Epochen entwickeln zu können. Der Mensch und seine soziale Organisation werden der gemeinsame Fokus dieser Forschungen sein. In der Lehre werde ich mich um Partner für gelegentliche fachübergreifende Seminare bemühen.

Intern möchte ich die Integration unserer drei Abteilungen stärken. So planen wir – gerade im Hinblick auf die Altertumswissenschaften –, wieder eine gemeinsame Übersichtsvorlesung einzuführen, in die sich alle Dozenten des Hauses einbringen. Wir benötigen aber auch äussere Hilfe, vor allem mehr Platz für Bücher und Grabungsprojekte sowie eine bessere räumliche Anbindung der jüngst hinzugekommenen Archäobotanik. Im kommenden Sommer werde ich in Lehre und Feldforschung einen Schwerpunkt in die Prospektionstechniken setzen.

Prof. Dr. Frank Siegmund hat am 1. Oktober 1999 die Nachfolge von Prof. Dr. Ludwig Berger als Leiter der Jüngeren und Provinzialrömischen Abteilung des Seminars für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Basel angetreten.

Archäobiologie: Rekonstruktion der Umwelt-, Wirtschafts- und Ernährungsgeschichte

Stefanie Jacomet und Jörg Schibler

Abbildung 1:
Vor der neolithischen Besiedlung (ca. 5000 v.Chr.)
bedeckten ausgedehnte Urwälder die Landschaft unter
der alpinen Waldgrenze:
links Rekonstruktion Zürichsee
rechts Beispiel eines Buchenurwalds (Apennin)



Auch für den prähistorischen Menschen bestimmten Umwelt, Wirtschaft und Ernährung wesentlich die Lebensgrundlagen. Im Zuge einer zunehmend ganzheitlichen Betrachtungsweise innerhalb der Archäologie erlangen deshalb Untersuchungen zu diesem Thema eine immer grössere Bedeutung. Dabei spielt das Identifizieren von biologischen Funden, also von Holz, Samen, Früchten, Pollen, Tierknochen, Molluskenschalen oder auch Insektenresten eine wichtige Rolle. Die Analyse und Auswertung dieser Funde erlauben Aussagen zur Umweltgeschichte, zur Ernährung, zur Wirtschaft und zur Kultur- und Sozialgeschichte prähistorischer und historischer Gesellschaften.

Umweltveränderungen vor 5000 Jahren

Pollenanalytische Untersuchungen zeigen, dass das schweizerische Mittelland vor 6000 – 7000 Jahren von einem dichten, unzugänglichen Urwald bedeckt war (Abb. 1). Erst die frühen Bauern, welche ab der zweiten Hälfte des 5. vorchristlichen Jahrtausends die schweizerischen Seeufer besiedelten, griffen durch Rodungen und die systematische Nutzung des Waldes stärker in ihre unmittelbare Siedlungslandschaft ein.

Die archäobiologischen Untersuchungen der Siedlungsabfälle haben eine allmähliche Öffnung der Landschaft ab dem 4. vorchristlichen Jahrtausend deutlich gemacht. Knochen von Tieren, welche eine geschlossene Waldlandschaft als Lebensraum bevorzugten, wie etwa der Dachs oder die Vogelarten Waldschnepfe, Eichelhäher und Haselhuhn, werden bereits ab dem 3. Jahrtausend v. Chr. selten in den Siedlungsresten gefunden. Dagegen lassen sich Tiere der gegliederten, offenen Landschaft, wie etwa der Fuchs, der Hase oder die Vogelarten Elster, Rabenkrähe, Uferschnepfe und Rebhuhn, deutlich häufiger nachweisen. Pflanzenfunde belegen die Öffnung der Landschaft in Siedlungsnähe durch häufigeres Auftreten von lichtliebenden Kräutern.

Die allmählich zunehmende Rodungs- und Siedlungstätigkeit führte zu einem stärkeren oberflächlichen Abschwemmen von nährstoffreichem Bodenmaterial und dessen Eintrag in die bis dahin nährstoffarmen grösseren Mittellandseen. Die zunehmende Nährstoffanreicherung (Eutrophierung) in diesen Gewässern ermöglichte, dass sich ab etwa 3500 v. Chr. ein Schilfgürtel ausbreitete, in welchem Vogelarten wie Pfeifente, Spiessente, Knäkente, Löffelente, Kolbenente, Tafelente, Moorente und Reiherente einen Lebensraum fanden. Im Zuge dieser Entwicklung nahmen auch die Hechte die Schweizer Seen in grösserer Zahl in Beschlag. Sie benötigten als Raubfische den Schilfgürtel als Versteck und machten von da aus Jagd auf die in nährstoffreichen Gewässern diverser und häufiger auftretenden Friedfische (Abb. 2).

Dendrochronologie: jahrgenaue Datierung mit Hilfe von Jahringbreiten

Die dendrochronologische Methode beruht darauf, dass Bäume klimatisch gesteuerte, wechselnde Jahringbreiten aufweisen, die regional gleichläufig sind. Dadurch lassen sich Jahringsequenzen gleichen Alters, aber verschiedener Bäume eines Klimagebietes aufgrund ihrer Gleichläufigkeit als gleichaltrig erkennen. Besonders eignen sich die ringporigen Laubhölzer Eiche oder Esche und von den Nadelhölzern Tanne oder Kiefer mit klar erkennbaren Jahringgrenzen für die dendrochronologische Datierung. Voraussetzung für die absolute Datierung eines Holzes unbekanntes Alters ist eine bestehende kontinuierliche Jahringchronologie von der Gegenwart bis zu der Epoche, aus der das Holz stammt.

Durch Zusammensetzen aus vielen sich überlappenden, gleichläufigen Sequenzen konnten in den vergangenen Jahrzehnten lange sogenannte Standardchronologien erarbeitet werden. Dazu wurden mit Hilfe eines Überbrückungsverfahrens Mittelkurven aus Einzelmessungen vieler Bäume gebildet. Aus der Synchronisierung zahlreicher Einzelkurven entstanden zum Beispiel eine süddeutsche, eine westdeutsche und diverse andere regionale Chronologien. Diese Jahringkalender sind die Eichkurven, in die Jahringfolgen unbekanntes Alters (Fundstücke) eingepasst und dadurch datiert werden können. So reicht jetzt der mitteleuropäische Jahringkalender, aufgebaut aus der Eichenchronologie bis etwa 8500 v. Chr. und der Kiefernchronologie bis etwa 9500 v. Chr., von der Gegenwart bis ins Spätglazial zurück. Dadurch erhielten die gesamten Chronologien der letzten rund 11 500 Jahre – sowohl der Vor- und Frühgeschichte als auch der Geowissenschaften – eine exakte, jahrgenaue Grundlage. Somit können die Seeufersiedlungen ebenfalls jahrgenau datiert werden.

(Nach: Schweingruber, F.H. (1993):
Trees and wood in dendrochronology. Springer
Series in Wood Science, Verlag Axel Springer,
Berlin, 402 S., aus Jacomet, S. & Kreuz, A. 1999:
Archäobotanik. Ulmer-Verlag, Stuttgart,
leicht verändert)

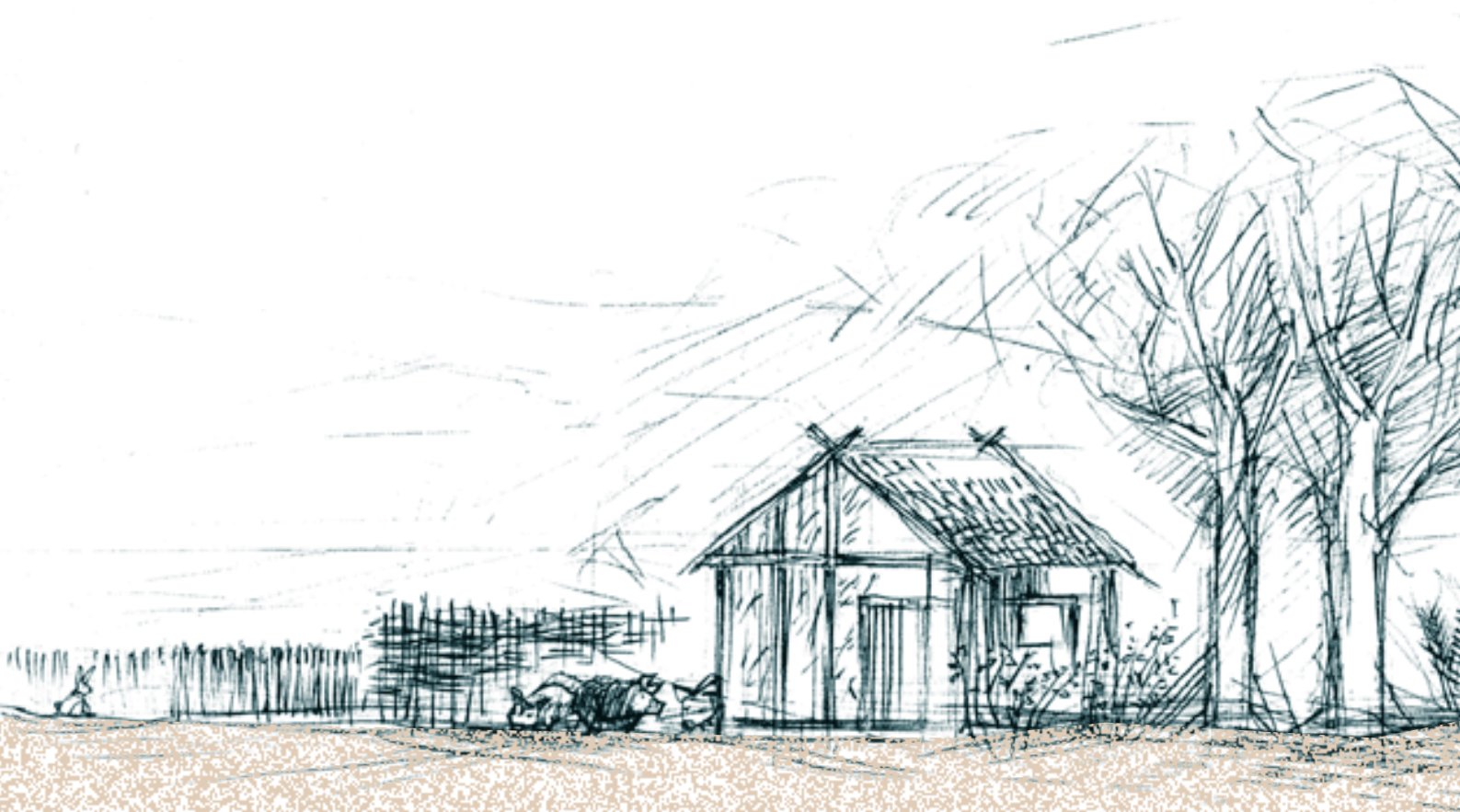
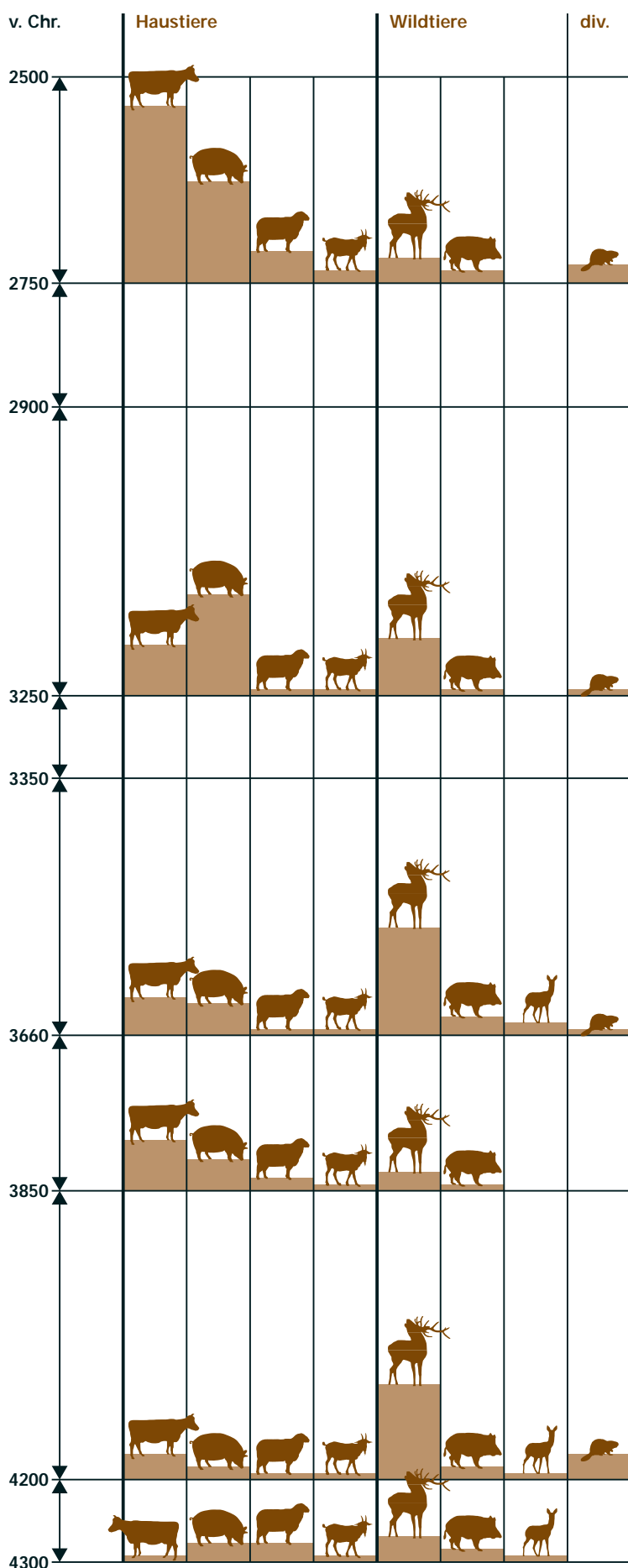


Abbildung 2:
oben: Uferzone eines nährstoffarmen (oligotrophen) Sees
unten: Uferzone eines nährstoffreichen (eutrophen) Sees



Wirtschaftskrise um 3700 v. Chr.



Bereits ab dem 7. Jahrtausend v. Chr. kann in der Schweiz der Anbau von Getreide belegt werden. Diese mesolithischen «Bauern» besaßen jedoch noch keine Haustiere und mussten ihre Fleischnahrung durch die Jagd vornehmlich auf Hirsch, Reh, Wildschwein und Biber sichern. Ab dem 5. Jahrtausend stützte sich die bäuerliche Wirtschaft schließlich auf Ackerbau und Haustierhaltung. Dem kohlenhydrat- und kalorienreichen Getreide kam dabei die grösste nahrungswirtschaftliche Bedeutung zu; es wurden vor allem Nacktweizen (eine Art Hartweizen), Emmer und Gerste angebaut. Hülsenfrüchte sind erstaunlicherweise nur selten durch die Erbse nachgewiesen. Unter den Haustieren waren vor allem das Rind und das Schwein von nahrungswirtschaftlicher Bedeutung. Daneben wurden aber auch Schafe, Ziegen und Hunde gehalten.

Neben Ackerbau und Viehzucht spielten während der Jungsteinzeit (ca. 5000–2000 v. Chr.) immer auch die Jagd und die Sammeltätigkeit eine Rolle. Die Anteile von Haus- und Wildtieren und von Kultur- und Wildpflanzenresten schwanken jedoch in den verschiedenen jungsteinzeitlichen Siedlungen sehr stark (Abb. 3).

Abbildung 3: Schematische Darstellung der Bedeutung von Haus- und Wildtieren resp. Viehhaltung und Jagd während der jungsteinzeitlichen Seeufersiedlungen der Schweiz zwischen 4300 und 2500 v. Chr. Die Höhen der Säulen vermitteln sowohl die relativen Häufigkeiten der Tierarten innerhalb eines Zeitabschnittes (horizontal) als auch die wechselnden Häufigkeiten der Tierarten über die verschiedenen Zeitabschnitte hinweg (vertikal). In der letzten Kolonne sind diverse andere, seltener nachgewiesene Wildtierarten wie Ur, Raubtiere, Biber usw. aufgeführt. Aus den Zeitabschnitten 3350 bis 3250 und 2900 bis 2750 sind keine Funde vorhanden.

Durch Klimaverschlechterung zum Raubbau

Anlässlich der Opfernhausgrabung in Zürich fanden sich drei Siedlungsschichten aus dem Zeitraum zwischen 3660–3600 v. Chr., welche mehr als 80% Wildtier-, vor allem Rothirschknöchelchen enthielten. Zudem wurden hohe Anteile an Sammelpflanzen festgestellt, insbesondere vom Weissen Gänsefuss mit kohlehydratreichen Samen und vom Rübköhl, welcher fetthaltige Samen besitzt. Anhand der Rothirschknöchelchen liess sich das Alter der Tiere zum Zeitpunkt ihrer Erlegung bestimmen. Es zeigte sich, dass von der ältesten zu der jüngsten Siedlung der Anteil an erlegten Jungtieren erheblich zunahm und schliesslich etwa 45% betrug: Was führte nun die Bewohner dieser Siedlungen des Zürichsees dazu, einen solchen Raubbau an der Natur zu betreiben? Ein Vergleich mit Klimadaten zeigte, dass während des 37. Jh. v. Chr. mit einer kräftigen Klimadepression zu rechnen ist, während der vor allem auch die Niederschläge erheblich zunahm. Diese Entwicklung führte wahrscheinlich zu Missernten. Dadurch gingen wichtige, benötigte Kalorien verloren, welche die «Zürcher» Bauern durch ein intensives Sammeln und Jagen wettzumachen versuchten. Da diese klimatische und nahrungswirtschaftliche Krise über mehrere Jahrzehnte andauerte, wirkte sich die intensive Jagd sehr negativ auf die damalige Rothirschpopulation aus. Die durchschnittliche Grösse der ausgewachsenen Hirsche nahm während dieser Phase deutlich ab und ein lokales Aussterben der Rothirsche am unteren Zürichsee ist nicht auszuschliessen.

Da der Einfluss der jungsteinzeitlichen Bauern auf den Naturraum nur kleinflächig war, erholte sich die Natur von solchen Eingriffen jedoch relativ schnell.

Import- Export-Geschäfte zur Römerzeit

Im Gegensatz zur Jungsteinzeit liessen sich nahrungswirtschaftliche Krisen während der römischen Epoche offenbar differenzierter überwinden, denn der Anteil des konsumierten Wildfleisches in der römischen Stadt Augusta Raurica ist mit dem heutigen vergleichbar und beträgt nur etwa 2% des gesamten Fleischkonsums. Reichere Bewohner der römischen Schweiz konnten sich sogar «exotische», importierte Nahrungsmittel leisten. So sind an verschiedenen römischen Fundplätzen in der Schweiz Austernschalen gefunden worden. Sowohl in Städten wie auch in Gutshöfen und Militärlagern liessen sich auch Knochen von Mittelmeermakrelen bestimmen, welche wohl eingesalzen aus dem Mittelmeerraum in die Provinzen nördlich der Alpen exportiert wurden. Unter den Pflanzenfunden lassen sich importierte, gedörrte Feigen, Pfirsiche, Datteln und Oliven nachweisen. Auch Gewürze wie zum Beispiel Koriander sind aus römischen Fundplätzen der Schweiz bekannt geworden.

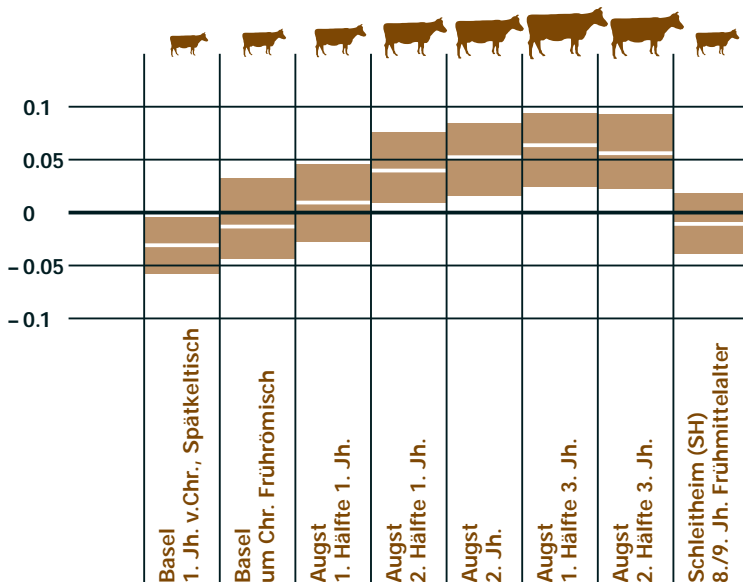
StudentInnen-Arbeitsgruppe zur Ernährungsgeschichte in römischer Zeit

Seit mehreren Jahren wird im Rahmen der Stiftung «Mensch-Gesellschaft-Umwelt» (MGU) durch DozentInnen aus verschiedenen kulturwissenschaftlichen Fächern regelmässig ein Lehrangebot in Umweltgeschichte angeboten. Anlässlich einer zweisemestrigen Veranstaltung über die Geschichte der Ernährung (WS 97/98 und WS 98/99) hat sich eine studentische Arbeitsgruppe formiert, welche sich regelmässig trifft, um über die antike Ernährungsgeschichte zu arbeiten.



Abbildung 4:
 Aus den Ergebnissen archäobotanischer und archäozoologischer Analysen einer römischen Herdstelle des 2. Jh.n. Chr. in Augst lässt sich ein Stimmungsbild einer römischen Küche nachzeichnen. Das Bild entstand mit der freundlichen Unterstützung des Römermuseums Augst und wurde in der im Museum eingerichteten Küche aufgenommen.

- 1 Feigen; 2 Äpfel; 3 Trauben; 4 Austern; 5 Koriander; 6 Brot; 7 Gerste; 8 Amsel und Buchfinken; 9 Linsen; 10 Hühner-
 eier; 11 Walnüsse; 12 Schweinskopf; 13 Taube; 14 Huhn; 15 Dinkel; 16 Mittelmeermakrele; 17 Hase; 18 Haselnüsse; 19 Hühnerfüsse; 20 Fasan; 21 Heu; 22 Roggen



Vergleichstier
 Hinterwälder Fleckvieh

Abbildung 5:
 Grössenentwicklung der Rinder von der spätkeitsischen bis zur frühmittelalterlichen Epoche. Die Resultate entstammen einer umfangreichen osteometrischen Arbeit von G. Breuer, A. Rehazcek und B. Stopp (Jahresbericht Augst/Kaiseraugst 1999) unter Berücksichtigung von Rinderknochen aus Basel, Augst und dem Kanton Schaffhausen. Es sind nur relative Grössenveränderungen dargestellt.
 Farbfläche: Schwankungsbereich
 Weisse Linie: Median-Wert

Schlemmen wie in Rom

Die römische Oberschicht konnte sich also offensichtlich eine echt «römische» Ernährung auch in den von Rom weit abgelegenen Provinzen leisten. In einer reich ausgestatteten Villa in Augst liessen sich Nahrungsabfälle finden, welche Essgelage, wie sie Apicius – ein römischer Feinschmecker – in seinem Kochbuch beschreibt, belegen (Abb. 4) (Kochrezepte zu römischen Gerichten finden sich – unter Angabe weiterführender Literatur – auf dem Internet unter www.unibas.ch/arch/).

Soziale Differenzierung anhand von Nahrungsabfällen lässt sich aber nicht nur anhand römischer Siedlungsfunde vornehmen, sondern auch an den Beigabenresten in römischen Brandgräbern ablesen. So finden sich in verschiedenen Gräberfeldern von Augst oder auch Vindonissa Unterschiede in Menge und Qualität der Nahrungsbeigaben. Mitverbrannte Teile von Spanferkeln, Lämmern, Geflügel oder Mittelmeermakrelen zeigen Gräber mit reicheren Fleischbeigaben an. Unter den Pflanzen finden sich Reste von Trauben, Pfirsichen, Datteln und Oliven. Daneben gibt es etliche Gräber, welche keine oder nur wenige Hinweise von Nahrungsbeigaben enthalten. Ob dies Gräber sozial weniger privilegierter Personen sind oder ob sie anderen religiösen Gemeinschaften zugeschrieben werden müssen, ist zur Zeit noch Gegenstand laufender Untersuchungen.

Anpassung oder Innovation?

Die römische Okkupation der Schweiz brachte der einheimischen Bevölkerung jedoch nicht nur Nachteile, sondern gab auch Anstoss zu wirtschaftlichen Innovationen. Die Rinderzucht war südlich der Alpen, im römischen Stammgebiet, höher entwickelt als bei den Kelten nördlich der Alpen. Unter den römischen Landwirtschaftsschriftstellern gibt es detaillierte Anweisungen für eine optimale Haltung und Ernährung von Rindern. Die Folge davon war, dass die römischen Rinder gegenüber den keltischen wesentlich grösser und kräftiger waren. Da Rinder die wichtigsten Arbeitstiere waren, kommt diesem Unterschied nicht nur eine nahrungswirtschaftliche Bedeutung zu. Im Knochenmaterial aus römischen Provinzen nördlich der Alpen finden sich immer wieder Knochen auffallend grosser Rinder, welche von importierten Tieren stammen müssen. Ein Vergleich von Messwerten keltischer, römischer und frühmittelalterlicher Rinder aus der Nordwest- und der Nordostschweiz zeigt auf, dass solche importierten Tiere wie auch die verbesserten römischen Haltungsbedingungen zu einer allmählichen Grössenzunahme der kleinwüchsigen keltischen Rinder geführt haben.

Weiterführende Literatur:

Sonderheft «Archäobiologie» der Zeitschrift «Archäologie der Schweiz», Heft 22, 1999–1. Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, Basel.

Erstaunlicherweise sinken die Rindergrössen nach Abzug der Römer wieder allmählich ab (Abb. 5). Ob dafür ein bewusstes Zurückgreifen auf die keltischen resp. einheimischen Haltungsmethoden oder eine durch die abbrechenden Importe bedingte eingeschränkte Zuchtauswahl verantwortlich zu machen ist, muss vorläufig offen bleiben. Ein geplantes Projekt mit DNA-Untersuchungen an keltischen, römischen und mittelalterlichen Rinderknochen kann möglicherweise weitere Aufschlüsse liefern.

Die keltischen Exporte südlich der Alpen sind leider bisher archäobiologisch nicht belegbar. Römische Schriftsteller preisen aber mehrfach die Qualität von keltischen Daunen, Wolle und Schaffellen. Trotz der politischen Konflikte wurde also offenbar von beiden Seiten ein schwunghafter Handel betrieben, Parallelen zu heute sind also vorhanden.

Prof. Dr. phil. Stefanie Jacomet ist Titularprofessorin für Archäobotanik am Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel.

Prof. Dr. phil. Jörg Schibler ist Extraordinarius für Urgeschichte und Osteoarchäologie am Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel.

Archäobiologie

Die beiden Forschungsgruppen Archäobotanik und Archäozoologie bilden zusammen die Abteilung Archäobiologie des Seminars für Ur- und Frühgeschichte. Etwa 20 Personen sind ganz- oder teilzeitlich in Forschungsprojekten tätig, welche durch Drittmittel oder den Nationalfonds finanziert werden. Sie haben alle mit ihren Forschungsarbeiten zu diesem Artikel beigetragen. Ebenso fliessen die aktuellen Forschungsergebnisse auch regelmässig in die Lehre des Seminars. Eine aktuelle Liste aller MitarbeiterInnen des Seminars für Ur- und Frühgeschichte findet sich auf der Homepage des Seminars (www.unibas.ch/arch/).

Römerstadt Augusta Raurica – Universität Basel Forschung mit vereinten Kräften

Alex R. Furger

Seit 1975 liegt die wissenschaftliche – und je länger je mehr auch die touristische – Betreuung der Römerstadt Augusta Raurica beim Kanton Basel-Landschaft, auf dessen Gebiet sich ein Grossteil der antiken Stadt befindet. Die Anfänge der historischen Auseinandersetzung mit der römischen «Colonia» vor den Toren Basels gehen aber weit zurück, und die Erforschung ist seit Jahrhunderten eng mit der Universität Basel verknüpft. Die ersten wissenschaftlich dokumentierten archäologischen Ausgrabungen nördlich der Alpen überhaupt fanden hier zwischen 1582 und 1590 auf Initiative von Andreas Ryff und Basilius Amerbach statt und wurden zeichnerisch von Hans Bock d. Ä. festgehalten. Seither haben sich Generationen von Basler Forschern und Dozenten der Geschichtswissenschaften immer auch mit Augusta Raurica befasst. Die Anstrengungen konzentrierten sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts allerdings auf das Studium der antiken Quellentexte.

Nur zögernd mauserte sich eine völlig neue Forschungsdisziplin durch und erlangte ihre Anerkennung als wichtige Ergänzung der Geschichtswissenschaften: die Archäologie. Mit der Gründung der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel im Jahre 1836 war auch die Institution geschaffen, die sich hundert Jahre lang für die Erforschung und Erhaltung von Augusta Raurica einsetzte und dafür 1935 eigens die «Stiftung Pro Augusta Raurica» gründete.

Einige Basler Professoren haben sich parallel zu ihrer Lehrtätigkeit an der Universität besonders um die Erforschung Augusta Rauricas verdient gemacht und auch Ausgrabungen vor Ort geleitet: Wilhelm Vischer-Bilfinger (1808–1874), Felix Stähelin (1873–1952), Rudolf Laur-Belart (1898–1972) und zuletzt Ludwig Berger.

Bis 1974 war die Stiftung Pro Augusta Raurica, mit Sitz in Basel im selben Haus wie das Institut für Ur- und Frühgeschichte, in der Organisation und Mittelbeschaffung für die Augster Forschung und den Betrieb des Römermuseums federführend. Mit dem interkantonalen «Vertrag über die Römerforschung» vom 1.1.1975 übernahm der Kanton Basel-Landschaft die kulturpolitische Verantwortung für die Römerstadt, die vorher grösstenteils auf Initiative Basels erforscht, konserviert und erschlossen worden war.

Der Landkanton hat sein wissenschaftliches und denkmalpflegerisches Engagement in Augst in den letzten 25 Jahren konsequent intensiviert. Er nimmt seine Verantwortung für sein «Denkmal von nationaler, gesamtschweizerischer Bedeutung» (Bundesratsbeschluss von 1968) und sein meistbesuchtes Touristenziel mit internationaler Ausstrahlung in vorbildlicher Weise wahr und lässt sich «seine» Römerstadt jährlich rund 4 Mio. Franken kosten. Die Bestrebungen werden ergänzt durch Beiträge von Basel-Stadt und des Bundes sowie durch das archäologische Engagement des Kantons Aargau in Kaiseraugst.

Studierende im praktischen Einsatz:

Lehrgrabung im Sommer 1998 auf einer Grossgrabung in Augst/BL. Die durch ein privates Bauvorhaben ausgelöste Notgrabung dauerte insgesamt zwei Jahre; die Lehrgrabung des Seminars für Ur- und Frühgeschichte dauerte vier Wochen. Links vorne wird ein Töpferofen des 1./2. Jahrhunderts n. Chr. freigelegt, rechts werden präparierte Kulturschichten massstäblich gezeichnet (Foto Sandra Ammann).

Forschung vor den Augen des Publikums

Die «Römerstadt Augusta Raurica» ist eine Hauptabteilung des Amtes für Kultur der Erziehungs- und Kulturdirektion des Kantons Basel-Landschaft. Ihre Kernaufgaben sind die Durchführung von Notgrabungen an Orten, die von Bauvorhaben «bedroht» sind, die Dokumentation der archäologischen Strukturen, die Inventarisierung und Konservierung des Fundmaterials, die Führung des Römermuseums sowie die Erhaltung der architektonischen Denkmäler im Gelände. Was diesen Wissenschaftsbetrieb von universitären Forschungsinstituten unterscheidet, sind zwei Dinge: erstens die politisch diktierte, leistungsorientierte Arbeit im Sinne einer «angewandten Archäologie» (z.B. strikte Grabungs- und Publikationstermine) und zweitens die Nähe und enge Zusammenarbeit mit einem grossen Laienpublikum.

Letzteres ist die grosse Herausforderung für alle 18 Archäologinnen und Archäologen, die heute – voll- oder teilzeitig, beauftragt oder ehrenamtlich – in und über Augusta Raurica arbeiten: Es gilt, die Arbeiten hinter den Kulissen transparent zu machen, die Forschungsergebnisse einem breiten Publikum leicht verständlich zu vermitteln, neben dem Forschungsort Augst auch einen lehrreichen Ausflugs- und Erlebnisort zu pflegen.

Diese Öffentlichkeitsarbeit verlangt vom Team der Römerstadt tagtäglich, weit aus dem «Elfenbeinturm» herauszutreten und sein Wissen zielgruppengerecht weiterzugeben. Einige Beispiele? Tägliche Führungen durch Ausgrabungen und Römermuseum, populäre Schriftenreihen, museumsdidaktische Projekte, zeitgemässe Ausstellungen, Erschliessung eines weitläufigen archäologischen Freilichtmuseums, Vermittlung von Openair-Konzerten und -Theateraufführungen im Ruinengelände, ein fundierter, zweibändiger Comic «Prisca und Silvanus» für Jugendliche (erhältlich in Deutsch, Französisch und Latein!) und vieles mehr.



Die Bereitstellung der archäologischen Grabungsfunde für die Forschung ist eine der Kernaufgaben der Kantonsarchäologie und Museen. Studierende erhalten in der Fundinventarisierungsabteilung des Römermuseums Augst (unter Anleitung von Dr. Verena Vogel Müller, rechts) erste Materialkenntnisse, die nur «am Original» vermittelt werden können (Foto Peter Rebmann).

Die Römerstadt Augusta Raurica

Zu ihrer Blütezeit vor 1800 Jahren wohnten an der Stelle der heutigen Gemeinden Augst/BL und Kaiseraugst/AG – 10 km östlich von Basel – an die 20 000 Einwohnerinnen und Einwohner. Was die keltischen Einheimischen und die vom Mittelmeerraum Zugewanderten an Spuren hinterlassen haben, ist heute zu einem beachtlichen Teil ausgegraben und im grössten archäologischen Freilichtmuseum der Schweiz zugänglich. Die Römerstadt Augusta Raurica zieht jährlich etwa 140 000 Besucherinnen und Besucher, Touristen und Schulkinder an. Die äusserst interessante Freilichtanlage der Römerstadt Augusta Raurica hat über 20 Sehenswürdigkeiten zu bieten, darunter das besterhaltene antike Theater nördlich der Alpen, ein einzigartiges nachgebautes «Römerhaus» und den «Römischen» Haustierpark. Kein Wunder, ist die archäologische Stätte heute der meistbesuchte touristische Ort des Kantons Baselland mit internationaler Ausstrahlung.

Für die breite Öffentlichkeit weniger wahrnehmbar wird auf archäologischen Ausgrabungen, im Römermuseum und im Rahmen verschiedener Forschungsprojekte (Nationalfondsprojekte, Auftrags- und Lizentiatsarbeiten sowie Dissertationen) eine breite Palette wissenschaftlicher, meist interdisziplinärer Arbeit geleistet und deren Resultate werden im hauseigenen Verlag zügig publiziert. Die Vorteile des archäologisch-wissenschaftlichen Betriebs in Augusta Raurica – einer grösstenteils vom Kanton Basel-Landschaft finanzierten Institution – sind die praxisnahe Veranschaulichung für Studierende einerseits und die hier gepflegte fachliche und populäre Vermittlungsarbeit andererseits.

Praktikumsort für Lehre und Forschung

Bereits in den 40er- und 50er-Jahren wurden vom damaligen Ordinarius Rudolf Laur-Belart Lehrgrabungen für Studierende der Universität Basel in Augst veranstaltet. Auch letztes Jahr fand auf Initiative von Prof. Ludwig Berger ein vierwöchiges Grabungspraktikum mit zehn Studentinnen und Studenten und unter der örtlichen Leitung von lic.phil. Georg Matter im Rahmen eines unserer Grossprojekte statt. Bei solchen Feldeinsätzen erhält der archäologische Nachwuchs Einblick in Vermessung, Grabungstechnik, Fotografie, wissenschaftliches Zeichnen, Befundanalyse, Stratigraphie, Fundmaterialkunde und vieles mehr.

Beliebt sind auch Ferienjobs für einzelne studentische Praktikantinnen und Praktikanten auf den Ausgrabungen der Römerstadt in Augst und der Kantonsarchäologie Aargau in Kaiseraugst. Als «einfache Ausgräberinnen und Ausgräber» oder – in fortgeschrittenen Semestern – als Assistierende unserer professionellen Grabungsleitung lässt sich praktische Grabungserfahrung besonders konkret erlangen – eine Voraussetzung, die sinnvollerweise auch in der Studienordnung als Obligatorium festgeschrieben ist.

Die Arbeit auf der Ausgrabung im Freien, bei Wind und Wetter, ist das eine. Der Umgang mit Fundmaterial, etwa im Römermuseum Augst, gehört genauso zum Rüstzeug unseres Faches. Auch hier bieten wir Gelegenheiten für Praktika und Ferienjobs in der Fundinventarisierung und -bearbeitung.

Die Römerstadt kommt in das Universitätsseminar

Die Zusammenarbeit zwischen Universität und Römerstadt findet auch in der anderen Richtung statt: Archäologische Grabungsdokumentationen oder Fundgattungen können Quellenmaterial für praktische Arbeiten an den Instituten sein, so etwa die Augster «Lehrsammlung römischer Keramik», die wir regelmässig für das entsprechende Proseminar nach Basel ausleihen.

Besonders beliebt, lehrreich und anregend sind die Blockseminare. Der Grundstein dieser Art der Zusammenarbeit wurde von Prof. Ludwig Berger 1984 mit einer studentischen Arbeitsgruppe gelegt, in der Befunde und Funde von 1966 vom Augster Osttor aufgearbeitet wurden. Es zeugt von der Motivierungskraft solch praktischer Gruppenarbeit, dass die meisten Beteiligten sich bereit fanden, die Ergebnisse druckreif aufzuarbeiten, so dass sie bereits 1985 in einem 100-seitigen Beitrag in unseren «Jahresberichten aus Augst und Kaiseraugst» erscheinen konnten. Seither fanden weitere Blockseminare mit Augster Glasfunden, Keramikkomplexen, Inschriften und so weiter im Seminar für Ur- und Frühgeschichte statt.

Ein besonderes Projekt konnte 1993 am Seminar für Alte Geschichte mit Prof. Jürgen von Ungern-Sternberg und Dr. Lukas Thommen durchgeführt werden: die Ausarbeitung des «Römischen Geschichtspfads» in Augusta Raurica. Heute kann im Süden der Römerstadt eine 250 Meter lange Wegstrecke abgeschritten werden, die 500 Jahre römischer Geschichte entspricht und auf zahlreichen Informationstafeln historische Fakten in Wort und Bild vermittelt (auch ein Heft zum nach Hause nehmen ist erhältlich).

Seit dem Wintersemester 1996/97 führt der Numismatiker der Römerstadt Augusta Raurica, Dr. Markus Peter, als Lehrbeauftragter regelmässig ein «Praktikum zur römischen Numismatik» am Archäologischen Seminar (Leitung Prof. Rolf Stucky) der Universität Basel durch. Er und die Augster Restauratorin Christine Pugin stellen demselben Seminar auch wiederholt ihr praktisches Wissen auf den Ausgrabungskampagnen in Petra in Jordanien zur Verfügung.

Ein unerschöpflicher Fundus

Besonders zahlreich sind Lizentiatsarbeiten und Dissertationen sowohl in Klassischer Archäologie als auch im Fach Ur- und Frühgeschichte, die in Augst und anhand Augster Grabungen beziehungsweise Fundserien entstanden sind. So haben Studienabgängerinnen und -abgänger der Universität Basel unter anderem über den Schönbühltempel, eine spätrömische Befestigung, figürliche Bronzen, «Schlangentöpfe», Glasfunde, Beinartefakte oder über eine Stadtvilla – allesamt aus Augusta Raurica – gearbeitet, und an anderen in- und ausländischen Universitäten wurden Dissertationen über Augster Wandmalerei, Reliefs und Rundskulpturen, Tempelbauten und Fundmünzen abgeschlossen. Diese Arbeiten wurden vom Team der Römerstadt intensiv betreut und sind grösstenteils in unserer Monographienreihe «Forschungen in Augst» publiziert worden.

Das Verhältnis der Römerstadt zur Universität Basel hat zum Teil aber auch wirtschaftlichen Charakter: Seit Jahren bestehen Verträge mit den Abteilungen für Osteologie und Archäobotanik am Seminar für Ur- und Frühgeschichte, und namhafte Geldbeträge fliessen so – schon Jahre vor dem Universitätsvertrag mit Baselland – an die Uni. Diese erlauben es wiederum, die organischen Neufunde – meist Speiseabfälle mit hohem kulturgeschichtlichem Aussagewert – aus Augusta Raurica durch die Spezialistinnen und Spezialisten an der Universität untersuchen zu lassen.

Die angewandte Forschung und die erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit, die seit Jahren in der Römerstadt Augusta Raurica betrieben werden, haben auch andere Universitäten aufmerksam gemacht. So kommt es immer wieder vor, dass – dank des hohen Publikationsstandes – ganzsemestrige Seminarveranstaltungen über Augusta Raurica veranstaltet werden, die in der Regel mit einer Exkursion enden. So waren in den letzten Jahren archäologische Seminargruppen zum Beispiel der Universitäten Köln, Frankfurt und Münster für jeweils 2–3 Tage in Augusta Raurica zu Gast.

Dr. Alex R. Furger hat 1970–80 in Basel Ur- und Frühgeschichte studiert und ist heute der Leiter der Römerstadt Augusta Raurica, einer Hauptabteilung der Erziehungs- und Kulturdirektion des Kantons Basel-Landschaft.

Seminar für Alte Geschichte
Regionale Zusammenarbeit im Rahmen von EUCOR

Das Collegium Beatus Rhenanus

Dass die Oberrheinische Ebene ein einheitlicher Kulturraum, eine Regio, sei, musste vor zweitausend Jahren sich niemand bewusst machen, es war in keltischer wie in römischer Zeit eine Selbstverständlichkeit. Umso näher lag es, dass ur- und frühgeschichtliche sowie althistorische Institute der Universitäten Basel, Freiburg i.Br., Mulhouse und Strasbourg sich im Rahmen von EUCOR zu einem Forschungsverbund zusammenschlossen. Sie gaben damit einer schon begonnenen wissenschaftlichen Zusammenarbeit einen organisatorischen Rahmen.

Erste Projekte sind die Entstehung und Formung des Bildes der «Grossen Männer» in Rom der frühen Republik und zunächst deutsch-französische Grabungen in Biesheim/Kunheim bei Neu-Breisach, an denen jetzt auch Basler teilnehmen.

Der wissenschaftliche Nachwuchs der vier Universitäten soll in jährlichen Tagungen Gelegenheit zu gemeinsamer Weiterbildung und zum gegenseitigen Sichkennenlernen erhalten. Namenspatron des Collegiums ist der Humanist Beatus Rhenanus (1485–1547), der in Schlettstatt/Sélestat geboren mit seinem Wirken in Strasbourg und Basel die Regio am Oberrhein zu seinem Lebensraum gemacht hat.

Prof. Dr. phil. Jürgen von Ungern-Sternberg,
Ordinarius für alte Geschichte

**Die Konstruktion der «Grossen Männer»
Altroms
L'invention des «grands hommes»
de la Rome antique**

**Ein französisch-schweizerisches
Forschungsprojekt 1996–1999**

In der römischen Kultur gab es keine zehn Gebote und keinen Knigge, worin soziale Normen formuliert gewesen wären. Die römische Gesellschaft gab sich ihre Normen in der Form exemplarischer Figuren. Diese «grossen Männer» sind Gegenstand eines Forschungsprojekts, an dem seit Herbst 1996 vierzehn Forscherinnen und Forscher der Universitäten Strasbourg, Mulhouse und Basel arbeiten. Das französisch-schweizerische Forschungsprojekt unter der Leitung von Marianne Coudry (Mulhouse) und Thomas Späth (Basel) kam wesentlich auf Initiative des damaligen Ordinarius für römische Geschichte der Universität Strasbourg, Jean-Michel David, zustande; es war ein erster Schritt in Richtung der Gründung des *Collegium Beatus Rhenanus* (CBR). Seit dessen Gründung Ende 1997 bildet dieser Forschungsverbund den Rahmen dieses Projekts.

Ziel des Forschungsprojekts ist die Untersuchung der spezifisch römischen Form der Konstruktion eines sozialen Gedächtnisses in der Form der Figuren «grosser Männer», denen Verhaltensnormen sowie politische und religiöse Institutionen zugeschrieben werden. Das Korpus der gemeinsamen französisch-schweizerischen Forschungen bilden die Figuren der frühen und mittleren Republik, zum Beispiel Coriolan, Camillus, die «Tyrannisaspiranten» (Sp. Cassius, Sp. Maelius, M. Manlius Capitolinus). An diesen Figuren wurden die Etappen, die historischen Situationen und die literarischen Gattungen der Konstruktion der «grossen Männer» untersucht: Unter welchen Bedingungen wurden diese Figuren konstruiert, durch welche Entwicklungen wurden ihnen bestimmte Züge hinzugefügt oder reduzierten und veränderten sich die Bilder der «grossen Männer», und wie fanden diese Bilder ihre Verbreitung.

Die Forschungsarbeiten fanden ihren Abschluss mit einer Präsentation und Diskussion der Ergebnisse an einem Kolloquium in der Römerstiftung in Castelen im September 1999, zu dem internationale ExpertInnen eingeladen wurden. Forschungsprojekt und Kolloquium werden in der Reihe *Etudes d'Archéologie et d'Histoire ancienne* der Université de Strasbourg im Laufe des Jahres 2000 publiziert werden.

*Dr.phil. Thomas Späth,
Forschungsassistent (Nationalfonds), Seminar für
Alte Geschichte der Universität Basel*

Werkstattseminare

Seit 1993 treffen sich in der Region des Dreiecklandes die jungen Forscherinnen und Forscher im Bereich der Alten Geschichte (*doc-* und *post-doc*-Niveau, Universitäten Basel, Bern, Freiburg i. Br., Konstanz, Mulhouse, Strasbourg, Zürich) jedes halbe Jahr zu einem «Werkstatt-Seminar», an dem sie ihre aktuellen Projekte zur Diskussion stellen. Ziel der Werkstattseminare ist es, einerseits ein Gesprächsforum für laufende Forschungsarbeiten zu sein und andererseits die Möglichkeit zu schaffen für den gegenseitigen Informationsaustausch über Forschungsprojekte, Publikationen, Stellen, Entwicklungen. Die Werkstattseminare situieren sich dabei mit Absicht am Rand der hierarchischen universitären Institutionen: Unabhängig von akademischen Graden besteht ein gleiches Recht auf freie Rede – einzige Bedingung für die Teilnahme ist Interesse an der Auseinandersetzung mit altertumswissenschaftlichen Problemstellungen.

Seit der Gründung des Forschungsverbundes *Collegium Beatus Rhenanus* im November 1997 gibt es eine Struktur, in deren Rahmen ein Ausbau der Werkstattseminare möglich ist: Vorgesehen ist jährlich ein Weiterbildungsseminar, zu dem eine Forscherin oder ein Forscher eingeladen werden. Ein erstes Weiterbildungsseminar für *doc-* und *post-doc*-Forscherinnen wird vom 22.–24. Juni 2000 in der Römerstiftung Castelen bei Augst (Basel) in Form eines Blockseminars mit Simon Price, Spezialist für religionsgeschichtliche Forschungen, stattfinden. Die Zahl der TeilnehmerInnen wird auf 25 beschränkt sein. Das genauere Programm wird am nächsten Werkstattseminar am 20. November 1999 in Freiburg vorliegen; ab Oktober werden genauere Informationen erhältlich sein bei: spaeth@ubaclu.unibas.ch
Anmeldungen (an die gleiche Adresse) bis 31. Dezember 1999.



Votivstele aus Petra (1. Jh. n. Chr.) mit der nabatäischen Inschrift: «Die Göttin des Hayyan, des Sohnes des Naybat».

(Nationalfonds-Projekt
«Quellen zur Geschichte der Nabatäer».
Eingeleitet, übersetzt und kommentiert von
U. Hackl, H. Jenni, u. C. Schneider.)

Identitäten und Alteritäten Forschungen zu den Ost-West-Beziehungen in hellenistisch-römischer Zeit

Quellen zur Geschichte der Nabatäer

Die Nabatäer sind ein signifikantes Beispiel eines Volkes im Grenzbereich zwischen griechisch-römischer und orientalischer Kultur. Sie wanderten ca. 500 v. Chr. in das Gebiet südöstlich des Toten Meeres ein und verdankten ihren Aufstieg der Beherrschung des Handels zwischen Arabien und dem Mittelmeer. Sie wandelten sich vom arabischen Beduinenstamm zum hellenistischen Königreich mit der Hauptstadt Petra und pflegten Beziehungen mit allen benachbarten Völkern und Kulturen. Ihre Geschichte ist daher sowohl aus semitischen als auch aus römischen und griechischen Quellen zu gewinnen. Eine repräsentative Zusammenfassung und historische Auswertung dieser Quellen wird hier erstmals in einer interdisziplinären Arbeit vorgelegt.

Das Projekt erwuchs aus der Erkenntnis, dass Wesen und Hintergründe des Hellenismus mit den Themen und Methoden der Alten Geschichte allein nicht zureichend erforscht werden können, es vielmehr der Hereinnahme der Erkenntnisse der Nachbarwissenschaften, im Falle der Nabatäer vor allem der Orientalistik und der Archäologie bedarf. Nur so lässt sich das Spannungsverhältnis der Kulturen im antiken Vorderen Orient sichtbar machen.

Quellen zur Geschichte des Partherreiches

Die iranischen Parther besiedelten gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. die Landschaft Parthien im Südosten des Kaspischen Meeres. Unter ihrer Königsdynastie der Arsakiden eroberten sie nach und nach die seleukidischen Gebiete bis zum Euphrat, der in den 60er-Jahren des 1. Jahrhunderts v. Chr. von den Römern als Grenze anerkannt wurde. Wegen der entsprechenden Verflechtung mit dem Mittelmeerraum entfällt der grösste Teil der schriftlichen Zeugnisse zu den Parthern auf den griechisch-römischen Bereich. Daneben gibt es aramäische, iranische und chinesische Quellen, weswegen auch bei diesem Projekt die Beteiligung der Nachbarwissenschaften vorgesehen ist. (Ein Projekt, gemeinsam mit Bruno Jacobs, befindet sich noch in der Planungsphase.)

*Prof. Dr. Ursula Hackl, Extraordinaria
für Alte Geschichte an der Universität Basel*

Entlarvung historischer Mythen: Feige Athener – tapfere Spartaner?

Leonhard Burckhardt und Lukas Thommen

Athen und Sparta: Dieses oft als Gegensatz aufgefasste Städtepaar hat in den Augen der Mit- und Nachwelt sämtliche Möglichkeiten griechischer Gemeinwesen geradezu idealtypisch verkörpert. In einem kräftig klisierten Bild steht Sparta für eine kulturlose Militärmacht, deren Bürger sich ganz den Notwendigkeiten des Kriegs und dessen rigider Disziplin unterzuordnen hatten. Athen dagegen gilt als freie Demokratie, die Griechenland im 5. Jahrhundert v. Chr. zu höchsten künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen führte, dann aber bald in politische und moralische Dekadenz verfiel und aus inneren Gründen geschwächt der makedonischen Monarchie unterlag. Selbst Historiker, die in der Vergangenheit solche fast schon mythisierten Anschauungen wacker mitproduzierten, haben je nach Standpunkt die Art der einen oder der anderen Polis zum Vorbild genommen und dann sogar zum Teil für eigene ideologische Zwecke in der jeweiligen Gegenwart instrumentalisiert.

Die heutige Forschung steht vor der Aufgabe, die Funktionsweise und die Entwicklung beider Gemeinwesen zu rekonstruieren und auch hartnäckige Klischees, die sich häufig mehr aus zeitgenössischen Vorurteilen denn aus präziser Quelleninterpretation ergeben, in Frage zu stellen.

Abbildung 1:
Attisches Grabrelief für die beiden Krieger Chairedemos und Lykeas, um 420/10 v. Chr., Museum Piräus.



Athen – eine dekadente Demokratie?

Führen wir uns zunächst das Beispiel Athens vor Augen: Athen kann mit Fug und Recht als die erste Demokratie der Weltgeschichte bezeichnet werden. Die erwachsenen männlichen Bürger bestimmten seit dem frühen 5. Jahrhundert den Gang der Politik direkt in der Volksversammlung. Dieselben Bürger trugen aber auch beträchtliche Lasten der Gemeinschaft, unter anderem indem sie entweder als schwer bewaffnete Fusssoldaten oder als Flottenrunderer das militärische Rückgrat der Stadt bildeten. Diese Athener errangen bedeutende äussere Erfolge, zunächst im Abwehrkampf gegen Persien, dann aber auch im Aufbau eines Seereiches, das den ganzen ägäischen Raum beherrschte.

Dessen Zusammenbruch im Jahre 404 v. Chr. als Folge der Niederlage im Peloponnesischen Krieg gegen Sparta, die gewiss auf gravierende Fehler der Volksversammlung zurückzuführen ist, wurde nun oft als Beginn einer militärischen wie auch politischen Krise interpretiert. Das zum Teil auch in Schulbüchern noch vermittelte, veraltete Bild schildert die Volksversammlung als beherrscht von verantwortungslosen, auf eigene Bereicherung und Ruhm erpichten Demagogen, was zu innerer Aushöhlung der Demokratie und schliesslich zu deren Untergang führte. Man glaubt zudem, dass die Kriege, die Athen während dieser Zeit führte, massgeblich und zunehmend von Söldnern bestritten wurden, während der Milizgedanke immer bedeutungsloser wurde, und sieht darin Anzeichen einer zunehmenden Entpolitisierung der Bürgerschaft.

Beides lässt sich als unrichtig beweisen und ist zum Teil gespeist von Vorurteilen, die ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert haben, wonach das Volk oder die Menge zu rationaler Regierung nicht im Stande sei. Eine genaue Untersuchung der Entscheidungsfindung in der Volksversammlung macht deutlich, dass diese von zahlreichen Faktoren bestimmt war, von denen der Egoismus der Rhetoren allenfalls einer war. Die athenische Demokratie war während des 4. Jahrhunderts sogar eines der stabilsten politischen Systeme Griechenlands überhaupt. Man kann auch zeigen, dass die Demokratie wehrhaft blieb: Nach wie vor kämpften Bürger die entscheidenden Schlachten, Söldner wurden herangezogen, wo die eigenen Mittel nicht ausreichten oder wo Spezialisten für bestimmte Kampftechniken benötigt wurden. Der Grund für den Untergang der Demokratie ist daher nicht im Abschaffen des Kampfesmuts oder im Verlust des Bürgersinns zu suchen, sondern primär in der Tatsache, dass der Gegner Makedonien über wesentlich grössere Ressourcen verfügte und diese unter der kundigen Führung Philipps II. auch zu realisieren vermochte.

Sparta – ein Militärstaat?

Sparta galt seit der Antike als ein schon früh gesetzlich streng regulierter und rein militärisch ausgerichteter Staat. Die Verfassung des legendären Gesetzgebers Lykurg hielt man lange Zeit für die Grundlage einer stabilen Ordnung, welche die ganze Lebenswelt erfasste («Kosmos»). Ihr Garant ist die vielseitig bewunderte staatliche Erziehung, welche die nötige Disziplin in der Gemeinschaft bewirkt. Es herrscht das Bild von politisch gleichgestellten, entsagungsvollen Kriegerern, die in den Zelten oder Baracken ihres Militärlagers die karge Blutsuppe schlürfen und ihr Leben ganz dem Staat und dem Kampf verschrieben haben. Die sprichwörtlich gewordene spartanische Lebensweise geht nach dieser Vorstellung einher mit kultureller Abschottung der Gesellschaft.

Ausgrabungen im Hauptheiligtum der Spartaner, dem Bezirk der Artemis Orthia am Ufer des Eurotas, förderten zu Beginn unseres Jahrhunderts jedoch reiche materielle Hinterlassenschaften und künstlerische Produkte zutage, die das Bild vom frühen Militärstaat in Frage stellten. Zudem kann gezeigt werden, dass die staatlichen Verhältnisse auch in Sparta einem steten Wandel unterworfen waren und die vermeintliche spartanische «Verfassung» erst im Anschluss an die Zeit der Perserkriege zu ihrer typischen – später idealisierten – Ausprägung kam. Verantwortlich dafür waren Probleme im Bürger- und Heeresverband, der zu schrumpfen drohte, sowie die Auseinandersetzungen der Spartaner mit ihrer Führungsschicht, die neu eingebunden werden musste.

Der Tod des Spartaners Leonidas und seiner Kämpferschar im Jahre 480 bei den Thermopylen war geeignet, zum Inbegriff spartanischen Gesetzesgehorsams hochstilisiert zu werden. Sparta trat nach den Perserkriegen in Konkurrenz mit dem wirtschaftlich und politisch aufstrebenden Athen, gegen das man sich abgrenzen musste. Das Bild des todesmutigen Spartaners erhielt jedoch schon im Peloponnesischen Krieg einen empfindlichen Kratzer, als sich im Jahre 425 eine auf der Insel Sphakteria vor der Westküste des Peloponnes eingeschlossene spartanische Truppe den Athenern ergab.

Aber nicht nur der militärische Gehorsam, sondern auch die anderen mit dem spartanischen Bürgerideal verbundenen Vorstellungen müssen in Frage gestellt werden. Die Spartaner assen zwar in Gemeinschaften (Syssitien), hatten aber auch ein geordnetes Privat- beziehungsweise Eheleben. Die Verwaltung ihrer Landgüter konnte nicht vollständig delegiert werden, etwa an die Frauen. Die Spartaner waren auf die Einkommen aus ihren Gehöften angewiesen, da sie Essensbeiträge an die Gemeinschaftsmähler abliefern mussten. Die Quellen zeigen in diesem Zusammenhang insgesamt einen reichen Speisezettel, der in erster Linie Getreideprodukte und Wein umfasste. Die Kunstproduktion ist in Sparta nie abgebrochen, sondern hat wie an allen Orten Höhe- und Tiefpunkte erlebt. Soziale Unterschiede sind trotz der von den Spartanern geförderten Ideologie der Gleichheit bestehen geblieben. Die staatliche Erziehung nach genau abgestuften Altersklassen kennen wir zudem erst aufgrund der Schilderung von Plutarch aus der römischen Kaiserzeit, die nach eigenen Vorstellungen eine vermeintlich altspartanische Lebensweise pflegte.

Abbildung 2:
Lakonisches Grabrelief mit sinnendem Jüngling,
der ein Ei als Attribut der Unsterblichkeit in der Hand
hält, um 450 v. Chr., Museum Sparta.



Der Beitrag der Alten Geschichte

Die Entlarvung der Klischees von Sparta und Athen dient nicht nur wissenschaftlichen Zwecken. Die Hinterfragung von Mythen und Vorurteilen soll auch dazu beitragen, ihren ideologischen Missbrauch zu verhindern. Gerade Sparta wurde seit den 20er-Jahren und zur Zeit des Nationalsozialismus als Idealtypus einer Kriegergesellschaft beziehungsweise eines totalitären Staates hochgehalten, wie er einer wissenschaftlichen Betrachtung nicht standhält. Genau so verfehlt war es, wenn andernorts in Sparta eine ur-«kommunistische» Männergemeinschaft von Gleichgestellten erblickt wurde. Dies gilt auch für das Bestreben, das vermeintliche Versagen der Demokratie Athen im Hinblick auf politische Partizipation und Wehrbereitschaft als Argument gegen diese Staatsform zu benutzen. Die Eigenheiten von Sparta und Athen müssen heute vielmehr als bestimmte Ausprägungen griechischer Lebensformen verstanden und analysiert werden. Der Vergleich von Athen und Sparta kann unter diesen Vorgaben im gesamtgriechischen Kontext auch in Zukunft noch aufschlussreich sein.



Abbildung 3:
Lakonische Trinkschale mit einem Weinmischgefäß,
wie es bei Gelagen verwendet wurde,
mittleres 6. Jh. v. Chr., British Museum.



Abbildung 4:
Lakonische Trinkschale mit Symposionszene,
mittleres 6. Jh. v. Chr., Louvre.

*Dr. phil. Leonhard Burckhardt und
Dr. phil. Lukas Thommen sind Privatdozenten für
Alte Geschichte an der Universität Basel.*

Literatur

L. A. Burckhardt, *Bürger und Soldaten*,
Stuttgart 1996.

E. Rawson, *The Spartan Tradition in European
Thought*, Oxford 1969.

L. Thommen, *Lakedaimonion politeia.
Die Entstehung der spartanischen Verfassung*,
Stuttgart 1996.

L. Thommen, *Spartanische Frauen*,
Museum Helveticum 56, 1999.

Textdatenbanken für die Altertumswissenschaften

Christoph Schneider und Benedict Vögeli

Elektronische Textausgaben sind in den Geisteswissenschaften längst zu einem unverzichtbaren Forschungsinstrument geworden. Textdatenbanken erschliessen nicht nur neue Primärtexte, sie vereinen auch sonst nicht gemeinsam edierte Texte zu umfassenden Textcorpora. Dadurch bietet sich eine Vielzahl von Möglichkeiten, Forschung und Lehre auf innovative Art und Weise zu fördern, welche das gedruckte Buch nicht aufweisen kann. Sprachvergleichende und begriffsgeschichtliche Studien von Texten, die Erforschung ihrer intertextuellen Bezüge, ihrer Überlieferung und Rezeption sind nur möglich, wenn umfangreiche Textsammlungen rasch und gezielt auf Schlüsselbegriffe und zentrale Stellen hin abgesucht werden können.

Zum Beispiel spätantike Schriften

Dominik Perler, Professor für Philosophie des Mittelalters und der Frühen Neuzeit an der Universität Basel, war gewohnt, während seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit an britischen und amerikanischen Universitäten auf elektronische Textsammlungen zurückgreifen zu können.

Seit kurzem stehen ihm nun auch an der Universität Basel die wichtigsten geisteswissenschaftlichen Textdatenbanken zur Verfügung. Zurzeit arbeitet er an mittelalterlichen Theorien der Intentionalität. Eine zentrale Frage betrifft die Entstehung der im Mittelalter verwendeten philosophischen Terminologie: Wie kamen Autoren des 13. und 14. Jahrhunderts dazu, Ausdrücke wie «intentionalitas» oder «intendere» im philosophischen Kontext zu verwenden? Auf welche Quellen gehen sie zurück? Wie wurden sie im Verlauf der Textgeschichte rezipiert?

Solche Fragen lassen sich nur mit Hilfe von Textdatenbanken schnell und zuverlässig beantworten. Denn nur mit ihnen lässt sich das spätantike Corpus, das für die mittelalterlichen Autoren massgebend war, nach diesen Termini untersuchen. Und nur so lässt sich feststellen, welche Abhängigkeitsverhältnisse zwischen antiken und spätmittelalterlichen Texten bestehen.

Neues Quellenstudium dank Textdatenbanken

Nur Textdatenbanken bieten dank ihrer komplexen Suchprogramme die Voraussetzungen dafür, solche Fragestellungen präzise und effizient anzugehen. Zudem erlauben sie eine rasche und zuverlässige Identifikation von Zitaten sowie ein gründliches Quellenstudium. Die Einzelwortsuche, die Suche mit Wortbestandteilen und Verknüpfungen ermöglichen lexikalische, sprachgeschichtliche und thematische Untersuchungen von bisher nicht dagewesenem Umfang.

Nicht zufällig haben führende Forschungsstätten begonnen, das Angebot an Textdatenbanken auszubauen und den Instituten im Netzwerk der Universität zur Verfügung zu stellen. An der Universität Basel sind die neuen medialen Errungenschaften zwar seit längerer Zeit unbestritten und gar eines der vordringlichsten Desiderata, doch fehlten bislang die nötigen finanziellen Mittel.

Die angespannte Finanzsituation hat deshalb Fachreferenten und Fachreferentinnen der Universitätsbibliothek Basel dazu bewogen, sich abseits des üblichen Budgetwegs nach Drittmitteln umzuschauen, um dem riesigen Nachholbedarf bezüglich neuer Informationstechnologien im geisteswissenschaftlichen Bereich wenigstens in Ansätzen gerecht zu werden. Die Freiwillige Akademische Gesellschaft Basel (siehe Kasten) hat nun in sehr grosszügiger Weise einen entsprechenden Projektantrag der Universitätsbibliothek Basel unterstützt und einen namhaften Betrag zur Verfügung gestellt.

Den Altertumswissenschaften und benachbarten Gebieten wie Geschichte, Philosophie und Theologie steht jetzt bei der Erforschung des klassischen Schrifttums ein umfassendes Angebot von qualitativ hoch stehenden elektronischen Textausgaben zur Verfügung. Nahezu alle massgeblichen Basistexte liegen in elektronischer Form vor, so dass die einschlägige Lehre und Forschung der Universität Basel im Netzwerk Zugang zu einer elektronischen Textsammlung erhält, die das griechische und lateinische Schrifttum von der Antike bis in die Renaissance umfasst.

«Griechischer Geist aus Basler Pressen» – elektronisch

Die Textdatenbanken werden im Rahmen der so genannten *Virtuellen Bibliothek* der UB Basel (www.ub.unibas.ch/vlib/) publiziert, welche seit 1997 relevante Informationen aus dem Internet und an der UB vorhandene elektronische Medien nach Fachgebiet geordnet zugänglich macht. Dieses Gefäss wird im kommenden Semester neu die griechische und lateinische Literatur *alphabetisch nach Autoren geordnet* enthalten. Die hier vorgestellten Datenbanken mit den Texten in der Originalsprache werden durch *links* zu im Internet frei zugänglichen Übersetzungen ergänzt. Ebenso wird die reiche Sammlung an buchgeschichtlich bedeutsamen Werken, welche die UB Basel besitzt, in den kommenden Jahren innerhalb dieses Gefässes zugänglich gemacht.

Den Anfang bildet der von Frank Hieronymus verfasste Katalog «ἐν Βασιλείᾳ πόλει τῆς Γερμανίας – Griechischer Geist aus Basler Pressen», Basel 1992. In dieser monumentalen Publikation, welche anlässlich der in Basel 1992 gezeigten gleichnamigen Wanderausstellung erschien, legte der ehemalige Fachreferent der UB die vom 15. bis zum 17. Jh. in Basel gefertigten griechischen Drucke – über 480 Werke – vor. Abgerundet wird das Angebot durch *links* zum neuen Deutschschweizer Bibliothekssystem ALEPH.

*Lic. phil. Christoph Schneider, Fachreferent für
Altertumswissenschaften,
Universitätsbibliothek Basel*

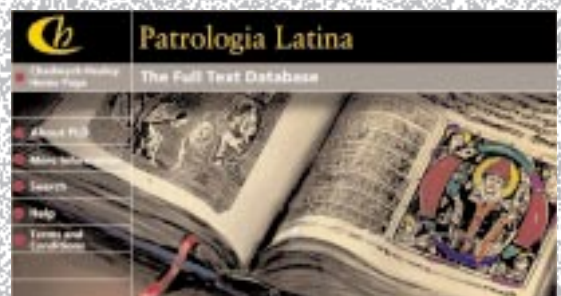
*Lic. phil. Benedict Vögeli, Fachreferent für
Philosophie/Theologie an der Universitätsbibliothek
Basel*

Unterstützung durch die FAG

Die Freiwillige Akademische Gesellschaft (FAG) gehört zum Kreis der privaten Institutionen, welche die Universität Basel tatkräftig unterstützen. Die von der FAG finanzierten Datenbanken im Überblick:

- Thesaurus Linguae Graecae
Griechische Autoren (8. Jh. v. Chr. – 7. Jh. n. Chr.)
- Bibliotheca Teubneriana Latina
Lateinische Autoren (3. Jh. v. Chr. – 5. Jh. n. Chr.)
- PHI Latin CD Rom
Lateinische Autoren
- PHI Greek Documentary CD Rom
Griechische Inschriften und Papyri
- Indizes zur Lateinischen Literatur der Renaissance (ILLR)
- Corpus Augustinianum Gissense (CAG)
Elektronische Ausgabe des Würzburg-Giessener Augustinus-Corpus
- Patrologia Latina (siehe Abb.)

Die FAG finanzierte für die UB Basel ebenfalls eine Reihe weiterer elektronischer Textausgaben der deutschen, englischen, französischen und italienischen Literatur.



Home Page der Patrologia Latina

(<http://pld.chadwyck.com/>)

Jacques-Paul Mignes Patrologiae cursus completus:

Series Latina von 1844 –1855, gehört mit ihren

217 Text- und 4 Index-Bänden zu den bis heute nicht

ersetzen grossen Quelleneditionen des 19. Jahrhunderts.

Mignes Sammlung enthält nahezu die gesamte lateinische kirchliche Literatur bis zum Jahre 1216, und zwar neben den literarischen auch die kirchenrechtlichen, dogmengeschichtlichen und urkundlichen Quellen.